

PANOPTICA

frauen.kultur.tirol 2017



INHALT

frauen.kultur.tirol

Vorwort

Landesrätin Dr. Beate Palfrader

Seite 5

Einleitung

Petra Streng

Seite 7

Kultur

Frauennetzwerke: Anspruch, Wirklichkeit und der reale Nutzen

Seite 8

Verena Langedegger

Das Bild ist sächlich – der Blick ist weiblich
Gedanken zur Fotokunst unter diesem Blickwinkel

Seite 14

Isolde CH Schack

Lost to regain: Eine Wanderung durch Ostdeutschland

Seite 20

Maria Peters

Cineastisch verewigt. Frauen im Tiroler Film

Seite 26

Silvia Albrich

Kunst

Porträt: Malen als Protest gegen die Welt – die Schwazer Künstlerin Andrea Bischof

Seite 32

Edith Schlocker

Kulturgestalterinnen und Künstlerinnen in Südtirol

Seite 38

Florentine Prantl

„Majestätisch“ – Weibliche Kunstspuren in der Innsbrucker Hofburg

Seite 44

Viktoria Hammer

Maria Magdalena: Wege einer Heiligen und Sünderin

Seite 50

Verena Pahl

Kaleidoskop

„Heint zu Tog Bäuerin sein“ - Die Südtiroler Bäuerinnenorganisation

Seite 54

Sabine Geiger

Frauenleben mit Berufung: Nonnenklöster in Tirol

Seite 58

Andrea Aschauer

Porträt: Gabriele Schiestl – Kaminfachfrau:
Von wegen schwarze Mander ... „Ich bin keine Sensation mehr“

Seite 62

Renate Linser

Frauen und der Tod

Seite 68

Alexandra Plank

Kaleidoskop ... des Mannes

Ist sozial sein und empathisch agieren ein weibliches „Ding“? Beispiele von Frauen mit Zivilcourage

Seite 74

Hans-Peter Kirchgatterer

Ulla Furlinger (27.02.1962 - 21.09.2016)

Seite 79

Autorinnen und Autor

Seite 80

VORWORT

„Müssen Frauen nackt sein, um ins Metropolitan Museum zu kommen?“, fragten die Guerilla Girls, eine aktionistische Künstlerinnen-Vereinigung aus New York, angesichts der deutlichen Unterrepräsentierung von Künstlerinnen in diesen heiligen Hallen der Kunst. Deutlich überrepräsentiert ist dagegen die Darstellung nackter weiblicher Figuren. Die Kunstwelt war über Jahrhunderte hinweg von Männern dominiert und Frauen war es kaum möglich, diese Vormachtstellung zu durchbrechen. In den letzten Jahrzehnten hat sich vieles zum Positiven verändert. Mehr als die Hälfte der Studierenden an Kunsthochschulen sind mittlerweile weiblich und auch immer mehr Führungspositionen in Kulturbetrieben werden von Frauen besetzt. Dennoch müssen Frauen aus meiner Sicht immer noch einen viel größeren Aufwand leisten, um in gleicher Weise wahrgenommen zu werden wie Männer. Talent allein genügt nicht – es braucht Mut, Durchhaltevermögen und den Willen zur Präsenz, um sich durchsetzen zu können. Aus diesem Grund wurde mit Panoptica eine Plattform geschaffen, die Frauen aus Kunst und Kultur eine Chance gibt, ihre Präsenz zu stärken und ihren großen Anteil an der Kunst- und Kulturproduktion im Land im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu verankern. Dabei richtet Panoptica den Blick nicht ausschließlich auf den Kunst- und Kulturbereich, sondern macht auch darüber hinaus weibliche Lebenswelten erfahrbar. Auch die 5. Ausgabe von Panoptica bleibt diesem Anspruch treu und holt wieder zahlreiche Frauen vor den Vorhang, die mit ihrem Können und Engagement stellvertretend für viele Frauen in unserem Land stehen, die etwas bewegen und besonders im Kunst- und Kulturbereich, aber auch in anderen Lebens- und Arbeitsbereichen Maßstäbe setzen. Panoptica soll nicht nur die Leistungen dieser Frauen würdigen, sondern auch Inspiration und Ansporn sein, mutig eigene Wege zu gehen und der Kreativität Raum zu geben. Darüber hinaus soll Panoptica dazu animieren, den Genderaspekt in die künstlerische und wissenschaftliche Arbeit stärker einzubeziehen und den Blick dafür zu schärfen, wie eine Institution oder ein Projekt Frauen und Männern gleichwertige Chancen bieten kann.

Mein Dank gilt Redakteurin Petra Streng für die gelungene Konzeption und Umsetzung des Heftes sowie allen Autorinnen und dem Autor für ihre Beiträge. Wie bereits in der 4. Ausgabe sind auch diesmal spezielle thematische Bezüge zu Südtirol beinhaltet, um der grenzüberschreitenden kulturellen Zusammenarbeit Rechnung zu tragen. Ich wünsche allen



Foto: Land Tirol/Aichner

Leserinnen und (hoffentlich) Lesern eine spannende Lektüre und interessante Einblicke in das vielfältige Leben und Wirken der Frauen dies- und jenseits des Brenners!

Dr. Beate Palfrader

Dr.ⁱⁿ Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung, Familie und Kultur

Impressum

Eigentümer, Herausgeber, Verleger:

© Amt der Tiroler Landesregierung

Für den Inhalt verantwortlich: HR Dr. Thomas Juen, Abteilung Kultur, Leopoldstraße 3/4, 6020 Innsbruck;

email: kultur@tirol.gv.at

Redaktion: Dr. Petra Streng · Druck- und Gesamtherstellung: Tiroler Repro Druck, Valiergasse 40, 6020 Innsbruck

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

EINLEITUNG

Die Autorinnen, der Autor, die Künstlerinnen und Gewährsfrauen reichen mit ihren Beiträgen und Aktivitäten in der fünften Ausgabe der Frauenkulturzeitschrift „Panoptica“ den Frauen den Apfel: Dies in freier Anlehnung an eine Redensart, basierend auf Homer, der in der Ilias (XXIV, 25-30) berichtet, dass Paris der Aphrodite den goldenen Apfel für ihre Schönheit überreicht. Es geht bei den Artikeln aber nicht um die Schönheit, sondern um das Besondere im Wirken von Frauen in all' dem Facettenreichtum. Nicht der sprichwörtliche „Zankapfel“ steht im Vordergrund – vielmehr geht es um die Aufarbeitung und Dokumentation von Frauenleben. Dabei soll es natürlich auch Anregung zur Diskussion geben. Das künstlerische Dasein von Frauen, die damit verbundenen Alltagsrealitäten und der subjektive Anspruch zeigen sich etwa am Beispiel der Tiroler Künstlerin Andrea Bischof oder an Initiativen von Südtiroler Künstlerinnen, die auch im wahrsten Sinne des Wortes grenzüberschreitend arbeiten. Frauen hinterlassen ihre Spuren – wenn auch nicht immer als Künstlerin. Dies zeigt sich ganz konkret am Beispiel der Innsbrucker Hofburg: Auftragsarbeiten von weiblichen Persönlichkeiten zeugen vom Bewusstsein für Qualität und ihrer Offenheit gegenüber Design bzw. der kreativen Aufbereitung persönlicher Vorlieben. Kontroversiell zeigen sich die Überlieferungen und Bilder der Hl. Maria Magdalena – einer biblischen Frauengestalt, die nicht einfach zu fassen ist. Diskussionen rund um Frauennetzwerke und den damit verbundenen realen Nutzen zeigen gegenwärtige Phänomene auf. Ebenso wie neue literarisch-künstlerische Aufbereitungen – siehe blog im Internet – die zunächst in Kombination von Text und Bild fragmentarisch erscheinen, aber von Spontanität und diskursiver Reflexion bestimmt sind. Optische Reize und (filmische) Bearbeitungen hinterlassen Spuren von Frauen, manchmal mit (traditionellen) Klischees behaftet, aber auch mit individuellen Blicken gezeichnet, die dem sächlichen „Bild“ widersprechen. Frauenorganisationen behaupten sich – auch wenn der Weg dorthin oftmals mühselig ist: Trefflich festgemacht am Beispiel der Südtiroler Bäuerinnenorganisation. Weltoffen und/oder (allein) kontemplativ – so könnte man das Leben in Tiroler Frauenklöstern in aller Kürze beschreiben. Frauen haben hier einen Schritt getan, der ganz bewusst einen Weg vorschreibt, der ihren subjektiven Lebensperspektiven entspricht: Heute in wohl anderer Manier, als in früheren Jahrhunderten. „Von wegen schwarze Mander...“, so betitelt sich das Porträt einer Frau in einer vermeintlichen Männerdomäne. Sie hat ihren persönlichen Glücksbringer (nomen est omen), ihren Aufgabenbereich als sogenannte Kaminfachfrau (bekannter als Rauchfangkehrerin) gefunden. Ein Thema, das an keinem/keiner von uns vorübergeht ist der Tod. Gibt es weibliche Umgangsweisen mit dem Übergang



vom vollgeprallten Leben in eine Unbestimmtheit? Fragen, die sich mit Distanz, Anteilnahme, Fürsorge aber auch mit ganz konkreten (und auch speziellen) Vorgangsweisen beantworten. Der Umgang mit dem Tod bleibt trotzdem ein ganz individueller Moment – mit all' den Begleiterscheinungen. Es gab und gibt sie noch: die Zivilcourage. Heute ist oftmals von fehlender Zivilcourage die Rede – man denke nur an das absichtliche „Wegschauen“, wenn Menschen physisch oder psychisch angegriffen werden. Eine besondere Initiative in Oberösterreich ist die Bibliothek der Zivilcourage. Wie Frauen sich mit persönlichem Einsatz, auch mit ihrem Leben, für Menschen und ihre Rechte eingesetzt haben, kommentiert ganz eindringlich der Beitrag „Ist sozial sein und empathisch agieren ein weibliches ‚Ding‘?“. Ein weiblich Ding' – aber auch mit männlichen Lesern - soll 2017 die Panoptica wiederum sein.

*Petra Streng
Redaktion*



Foto: Streng

FRAUENNETZWERKE: ANSPRUCH, WIRKLICHKEIT UND REALER NUTZEN

Verena Langeegger

„Netzwerke waren für Frauen schon immer wichtig“, sagt Alexandra Weiss. Sie forscht als Politikwissenschaftlerin zum Thema und kennt als Koordinatorin im Büro für Gleichstellung und Gender Studies an der Leopold-Franzens Universität in Innsbruck die Probleme, die Frauen im Beruf im Gegensatz zu Männern immer noch haben. So bekommen Frauen in vielen Bereichen immer noch weniger Geld für gleiche Arbeit und viele Top-Jobs werden meist von Männern, immer noch lieber an Männer vergeben. Mit einer besseren Qualifikation der Männer habe das nichts mehr zu tun, erklärt Weiss, immerhin seien mehr als 50 Prozent der Studierenden an den Universitäten mittlerweile Frauen. Aber sie haben weniger von einer guten Qualifikation, weil sie letztlich weniger ausschlaggebend ist als soziale Beziehungen oder das Geschlecht.

Doch warum schaffen Frauen es im 21. Jahrhundert immer noch nicht in die Chefetagen? Alexandra Weiss hat eine Erklärung: Frauen stören die Homogenität in einer Männergruppe. Zwar können Frauen in der Politik inzwischen eher reüssieren als etwa in Spitzenpositionen in der Wirtschaft – weil der eine Bereich demokratiepolitischen Anforderungen unterliegt und der andere nicht. Eine Frau im Zentrum der Macht gilt also nach wie vor als Störfaktor. Auch optisch. „Auch im grauen Hosenanzug fällt eine Frau zwischen weißen Männern im Alter zwischen 35 und 60 Jahren einfach auf.“ Und werde dann oft nur auf ihr Äußeres reduziert. Nicht umsonst gelte, dass eine Frau dreimal so hart arbeiten müsse, wie ein Mann.

Nicht, dass Frauen nicht wollen würden. Auch zusammengeslossen haben sie sich immer schon. Denn: „Frauen wollten sich immer schon über ihre Lebenssituation austauschen“, sagt Weiss: „Es war für Frauen immer wichtig, zu wissen, dass ihre Lebensrealität keine Einzelerfahrung war“. Denn sehr viel Frauenarbeit, Kinderbetreuung oder die Pflege von Angehörigen, werde allein, aber auch unbezahlt und oft unbedankt erledigt. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts entstehen die ersten Frauenvereine. Auch die Frauenbewegung gilt als Netzwerk der Frauen. Als globale, soziale Bewegung setzte sie sich für die Gleichberechtigung von Frauen in Staat und Gesellschaft ein. Von Westeuropa und den USA breitete sie sich schnell aus. Die Frauenbewegung thematisierte erstmals auch eine Neubewertung der tradierten Geschlechterrollen. Damit sollten Bevormundung, Ungerechtigkeiten und soziale Ungerechtigkeiten beseitigt werden.

Was ist ein Karriere-Netzwerk?

Die Funktionsweise des Netzwerkers basiert auf dem Prinzip der Freundesfreunde. Jede Person des Netzwerkes bringt wie-

derum Teile des eigenen Netzwerkes in das entstehende Beziehungsgeflecht ein und erweitert es so stetig. Egal, ob es sich hierbei um reale Freunde, Bekannte, Geschäftspartner oder Auftraggeber handelt. Jeder Teilnehmer eines Netzwerkes kann andere interessante Aspekte einbringen und den Mitmenschen auf die ein oder andere Art behilflich sein. Netzwerken tut ja eigentlich jeder, Frauen und Männer, Kinder oder Erwachsene. Ob privat, beim Sport, im Stammlokal, am Schulhof oder auf Konferenzen: Netzwerken, auch unter „networken“ bekannt, meint den Aufbau und die Pflege des eigenen Kontaktnetzwerks. Manchmal vielleicht auch mit dem Ziel, dieses auch zu erweitern und unter Umständen sogar Vorteile daraus zu gewinnen. Netzwerken ist also der Prozess der Kontaktsuche, gleichzeitig aber auch die Beschäftigung mit dem eigenen Netzwerk. Man tauscht sich also innerhalb des Netzwerkes aus,



Alexandra Weiss, Politologin und Gender Forscherin
Foto: privat

man informiert und hilft sich gegenseitig. Das Ziel eines Netzwerkers muss nicht nur Karriere, sondern kann auch altruistischer Natur sein, indem es dabei hilft, Menschen zu ihrem gegenseitigen Nutzen zusammenzuführen. Und es gibt Netzwerke auch zu einem rein wirtschaftlichen Interessen, dann werden mit dem eigenen Netzwerk etwa Geschäftsbeziehungen ausgebaut oder gefördert. Wobei gleich klar ist, welche Art des Netzwerkers eher weiblich ist. Denn: Frauen netzwerken einfach anders als Männer. Frauen kommunizieren mehr und sie wollen, dass auch alle im Netzwerk miteinander reden, Männer hingegen ist das nicht wichtig, sie wollen eher den Überblick bewahren, also Macht erhalten.

Typische Frauennetzwerke im sozialen Bereich

Ein Netzwerk ist dann erfolgreich, wenn es drei Bedingungen erfüllt: Es steht ein gemeinsames Ansinnen dahinter, es ist möglichst komplementär zusammengesetzt, und es wird von Ritualen zusammengehalten. Und das ist laut Forschungen auch der Grund, warum Frauennetzwerke so selten erfolgreich seien: Weil es ihnen an Zielen mangle, weil sie auf Ähnlichkeit basierten und weil ihre Mitglieder zu sehr darauf aus wären, dass sich alle im Raum lieb haben. Laut einer Analyse von FAS Research würden Frauen in Österreichs Netzwerken ohnehin kaum bis keine Rolle spielen. Einzige Ausnahmen: Etwas an Bedeutung gewinnen Frauennetzwerke nur in typischen Frauendomäne: in Netzen rund um NGOs etwa, im Gesundheits- oder Sozialbereich – jenen Bereichen also, denen man gesellschaftlich wie politisch nicht den größten Einfluss zugesteht.

Männer wollen also nicht, dass Frauen ihnen zu nahe rücken. Was in Zeiten von Wirtschaftskrisen schwieriger wird. Denn der Mann als Ernährer, als wirtschaftlicher Alleinversorger hat in vielen Familien ausgedient. Weiss nennt die frustrierten Männer, die schnell dem Feminismus und der Forderung nach einer Gleichstellung von Mann und Frau die Schuld an Arbeitslosigkeit oder ihrem geringen Einkommen geben „Wutmänner“. Frauenfeindlichkeit werde wieder salonfähig, verortet sie in vielen Bereichen. Ein Backlash habe bereits eingesetzt. Vielen, vor allem junge Frauen, wollen mit Feminismus nichts mehr zu tun haben, weil er inzwischen fast nur mehr negativ besetzt ist. Dass es um gleiche Lebenschancen und Antidiskriminierung geht, scheint vergessen.

Dass immer weniger, statt immer mehr Frauen

nach oben kommen, belegen auch die Zahlen. Im Jahr 2012 waren unter den Top 250 einflussreichsten Managern Österreichs noch zehn Prozent Frauen zu finden. 2015 waren es nur mehr 4,8 Prozent. Die Ursache wird in einem Generationenwechsel gesehen: Die kampflustigen Babyboomerinnen hätten zwar einen Weg für ihre Nachfolgerinnen freigeschlagen, doch das geschah in Zeiten des Wachstums. Heute wäre der Macht- und Einflusskuchen kleiner und würde – von den Männern – bissiger verteidigt werden: Nach außen hin schwärmt zwar jeder, wie gut Frauen einer Gruppe tun, aber wenn es hart auf hart geht, holt der Mann einen Mann ins Team.

Für die Forscherin im Bereich Gender Studies Alexandra Weiss ist die Forderung nach funktionierenden Netzwerken heutzutage schon fast eine Verpflichtung. Ein Schlagwort im Beruf, dem derzeit eigentlich kaum jemand entkommt. „Man muss sich heutzutage permanent selbst vermarkten. Gerade für die „Generation-Prekär“ (Anmerkung: Personen, die nicht angestellt mit einem Fixgehalt arbeiten und versuchen, sich mit Werkverträgen bzw. als Ein-Personen-Unternehmen über Wasser zu halten) ist die ständige Selbstvermarktung eine Notwendigkeit, um zu überleben.“ Die eigene Arbeitskraft müsse also verkaufbar gehalten werden. Einen Grund für den Zwang zum Netzwerken sieht Weiss im Neoliberalismus. Anstatt struktureller Änderungen, etwa im Bereich der Beschäftigungs- und Gleichstellungspolitik, werde jeder selbst für sein berufliches Vorankommen bzw. Scheitern verantwortlich gemacht.

Doch sogar Frauen wollen oft nicht über eine Quote einen bestimmten Job bekommen, sie wollen einen Job lieber „ehrlich“ kriegen. Dabei werde aber vergessen, dass Männer meist nicht besser, eher sogar schlechter qualifiziert seien, sagt Alexandra Weiss. Doch wo sind die anderen gut gebildeten Frauen?

Die wirtschaftlich schwierigen Zeiten machen es möglich: den Rückzug vieler gut ausgebildeter Frauen in Teilzeit (und damit weg von Chefposten) und ins Private. Kinder betreuen ist wieder modern. Der „Wutmann“ braucht die Frau zwar, um ihren Teil zum Familienbudget beizutragen, wirklich Gleichberechtigung will er aber nicht. Denn Feminismus ist unsexy und anstrengend. Für die Politologin Alexandra Weiss ist klar: „Frauen brauchen keine Aufforderungen, sich zu vernetzen. Sie brauchen strukturelle Änderungen, Quoten und eine gerechte Verteilung von Ressourcen und Macht.“

Denn Frauen nutzen Netzwerke anders als Männer. Sehr oft wollen Frauen ein Freundinnen-Netzwerk, sagen Forscher, aber das ist in Chefetagen oft zu wenig. Denn gerade beim Netzwerken geht es oft auch darum, sich Vorteile zu verschaffen. Und genau das ist das Problem, Frauen sind „zu korrekt“. Frauen würden sich viel weniger gegenseitig bevorteilen, Männer hingegen ihren Netzwerkfreund ohne Genier in eine Position bringen. Für Weiss wenig verwunderlich, würden doch Frauen ihr ganzen Leben lang dahingehend sozialisiert für andere da zu sein, zu arbeiten und zu sorgen. Die Frage ist, welche Welt wir wollen: eine, die nur am ökonomischen Nutzen orientiert ist, oder eine solidarische?, mein Weiss. Weiss stellt trotzdem die Frage, was besser ist: Will man in einer männlich dominierten Welt tatsächlich leben?

Ist also die Frauenquote die Lösung? Die Quote solle ja die üblichen Netzwerke und ihre Erwartung auf Spitzenjobs durchbrechen, so Weiss. Frauenpolitik und schon gar nicht feministische Politik würden aber nur Frauen auf Position bringen wollen. Das wäre sinnlos und würde nur auf eine Anpassung der Frauen auf männliche Gegebenheiten hinauslaufen. Doch auch das Machtbewusstsein in den Chefetagen nimmt langsam ab. Die alten Patriarchen sterben aus. Jedem CEO würden die Zügel immer enger gezogen, es werde eine strikte Fokussierung auf sein eigenes Unternehmen verlangt. Immer weniger werden über den Tellerrand geschaut. Echtes Machtbewusstsein aber verlange nach größeren Kontexten als nur dem Unternehmen.

Netzwerke gibt es also im Online und auch im Offline-Leben. Für ausschließlich private Zwecke, als auch Gemeinschaften, die rein beruflicher Natur sind. Aber egal ob privat oder geschäftlich, generell gilt: Beziehungen schaden nur demjenigen, der keine hat, denn ein gut gepflegtes Netzwerk kann in allen Lebensbereichen zu höheren Erfolgchancen verhelfen. Zumindest in der Theorie. Doch auch das Gegenteil ist – speziell von der jungen Generation - zu hören: Wozu überhaupt die Mühe? Netzwerke seien ohnehin keine Steigbügel mehr. Und eines ist klar: Die alten Netze erodieren, und viele junge Menschen glauben nicht mehr an die Macht der Seilschaften: Frauen schon deswegen nicht, weil sie Sinn, Identität und Selbstwertgefühl noch nie nur ausschließlich aus dem Beruflichen bezogen haben.



Frau Tradition

Foto: Tirol Werbung/Silberregion Karwendel

Österreichischer Cartellverband (CVÖ) – beruflich wichtiges Netzwerk in Tirol - ohne Frauen

Frauen spielen in den Netzwerken der Mächtigen kaum eine Rolle. Immer noch nicht. Die Gründe dafür sind einfach. Dort, wo mächtige Männer mauscheln, kommen Frauen erst gar nicht hin. Ein Beispiel sind etwa Verbindungen wie der Österreichische Cartellverband (CV), ein Korporationsverband von katholischen, nichtschlagenden, farbentragenden Studentenverbindungen mit 48 Mitgliederverbindungen. Der CV gilt immer noch als wichtiger Türöffner für prestigeträchtige Jobs, egal ob in Politik, Wirtschaft oder Medien. Seine „Verbindungen“ spielen zu lassen ist bei privaten Unternehmen meist kein Problem, bedenklich wird es allerdings, wenn es um die Besetzung von Posten im öffentlichen Dienst oder in der Verwaltung geht. Denn genau zu diesem Zweck wurden diese Männerbünde ja geschaffen: um ihren Mitgliedern Vorteile zu verschaffen, Vorteile, die Menschen außerhalb der geschlossenen Gruppe nicht haben. Denn Frauen sind in diesen Verbindungen immer noch nicht wirklich erwünscht.

Denn es werden immer noch keine Frauen aufgenommen. Ansätze, diese Beschränkung aufzuweichen, scheiterten. Die Wiener Verbindung K.a.V. Norica hat im Jahr 1996 auf einer Vollversammlung, an der über 400 Mitglieder teilnahmen, die Aufnahme

von Frauen als Vollmitglieder beschlossen. In der Folge wurden eine Reihe von Mitgliedern der K.a.V. Norica Nova in die Norica aufgenommen. Das Oberste CV-Gericht hat diese Beschlüsse jedoch kurze Zeit später als nicht mit dem ÖCV-Recht vereinbar aufgehoben.

Die AV Austria Innsbruck hatte bereits im Wintersemester 1977/78 den Versuch gestartet, Studentinnen als vollberechtigte Mitglieder aufzunehmen. Dazu gab es die Rechtskonstruktion des „Verein der Freunde der AV Austria“, dem Frauen und auch Protestanten beitreten durften. Im täglichen Verbindungsleben waren die Frauen gleichberechtigt: Sie wurden rezipiert, durchliefen die Fuchsenzeit, absolvierten die Burschenprüfung und wurden „geburscht“. Frauen wurden etwa vier Jahre lang aufgenommen. Im Sommersemester 1983 nahmen die Spannungen innerhalb der Aktivitas derart überhand. Das Experiment scheiterte.



Foto: Land Tirol/Aichner

CONTRA- Netzwerke
Interview mit Landeshauptmannstell-
vertreterin Ingrid Felipe:

„Ich habe keine klassischen Netzwerke genutzt“

Waren Frauennetzwerke wichtig, um ihre aktuelle Position zu erreichen?

Ingrid Felipe: Nein, eigentlich nicht. Ich komme ja nicht aus der Partei, sondern war zivilgesellschaftlich engagiert. Trotzdem hat man mich bereits bei meinem Einstieg in die Politik gefragt, aus welcher Ecke ich komme. Ich war damals aber nicht wirklich organisiert. Ich war auch nie in einer Vorfeldorganisation. Und eine klassische Networkerin bin ich auch nicht.

War es schwierig, sich ohne Netzwerk zu behaupten?

Ingrid Felipe: Ich habe das immer als Chance wahrgenommen. Ich wurde keiner Gruppe innerhalb der Partei zugeschrieben, darum konnte ich auch leicht Brücken zwischen den einzelnen Gruppierungen bauen. Denn das ist bedeutend leichter, wenn es keine Zuschreibungen gibt. Denn viele kommen ja aus diversen Netzwerken und sind dann in ihnen verhaftet.

Sind Netzwerke also nicht wirklich wichtig?

Ingrid Felipe: Auch ich habe mittlerweile Netzwerke geknüpft, aber nicht im klassischen Sinn. Ich bin aber durchaus für ein stärkeres Miteinander. Mein Netzwerk besteht aus „kritischen Freundinnen“. Wir helfen uns also nicht klassisch nach oben, sondern diskutieren, reflektieren und stärken uns so. So versuche ich auch Frauen, die in Politik und Zivilgesellschaft exponiert sind, zu unterstützen. Indem ich sie stärke, nicht indem ich sie protegiere. Insofern ist es durchaus wichtig, dass Frauen sich vernetzen.

Sie würden also keine Frau aus ihrem Netzwerk bei einer Jobbesetzung bevorzugen?

Ingrid Felipe: Ich gebe Tipps, wie diese Frauen ihre Kompetenzen besser einsetzen können. Es ist eher ein Mentoring. Ich möchte Räume bieten und Hinweise geben, wie frau am besten zum Ziel gelangt. Ich habe vielleicht auch ein anderes Machtverständnis. Ich sehe nicht alles hierarchisch, ich spiele kein „Ober/Unter“-Spiel. Macht hat für mich mit Kompetenz und Empathie zu tun. Frauen müssen ermuntert werden, sich diese Art von Macht auch zuzutrauen.

Haben Sie sich durch ihre politische Macht verändert?

Ingrid Felipe: Ja. Vor allem die Öffentlichkeit, die durch das Amt gegeben ist, hat mich sehr verändert. Immer im öffentlichen Interesse zu stehen, hat etwas in mir bewirkt. Ich achte etwa viel mehr auf meine Wirkung oder auf meine Erscheinung. Außerdem bin ich gereift und ich bin viel klarer geworden, kompromissloser. Ich bin viel eindeutiger geworden.

Haben Sie ein „Netzwerk“, auf das Sie sich verlassen können, wenn Sie sich einmal ausklinken wollen aus dem politischen Betrieb?

Ingrid Felipe: Auf mein familiäres Umfeld und mein Büroteam kann ich mich immer verlassen. Ich kann dadurch auch Mensch sein, nicht nur Politikerin. Auch Christine Baur, die neben mir in der Landesregierung ist, steht mir sehr nahe. Wir haben eine ähnliche Lebensrealität.

Wird es „Netzwerke“ auch in Zukunft brauchen?

Ingrid Felipe: Früher gab es viele karrieretechnische Abhängigkeiten, die oft auf Geheimnissen beruhten, auch in der Politik. Die Wahrnehmung hat sich wohl auch verschoben. Mittlerweile gibt es weniger hierarchische Verbundenheit. Wir treffen als Menschen in Positionen aufeinander. Man kann sich mittlerweile auch eher aussuchen, mit wem man arbeiten will. Und es gibt unterschiedliche Arten von Beziehungen, persönliche oder berufliche. Dadurch kann man sich vielleicht auch leichter ohne Kränkungen etwa aus einem Job verabschieden und etwas anderes machen.

Gibt es weniger Geheimniskrämerei durch das Internet?

Ingrid Felipe: Das Internet hat die Welt sicher transparenter gemacht. Durch diese Masse an Information wurde die Welt aber auch ein Stück konfuser und verwirrender. Denn zuviel Information ist manchmal auch verwirrend. Die „Rache des Archivs“, also dass das Internet nichts vergisst, gilt nun für jeden, nicht nur für Journalisten. In diesem Kontext ist es wichtig zu wissen, wer wirklich ein Freund ist und wer nur ein temporärer Begleiter oder eine Bekanntschaft ist. Gute Freundschaft darf nicht mit Seilschaften oder Netzwerken verwechselt werden.

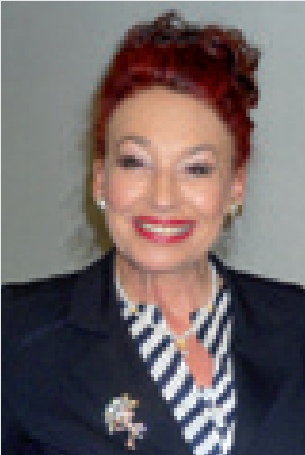


Foto: Club Tirol

PRO-Netzwerke: Interview mit PR-Expertin und Vorstand des Netzwerkes Club Tirol in Wien, Charlotte Sengthaler

Wie wichtig sind Netzwerke für Frauen?

Charlotte Sengthaler: Netzwerke sind immer wichtig, für Frauen und Männer. Für Frauen, die Karriere machen wollen, sind Netzwerke sogar noch wichtiger. Denn Frauen sind beruflich immer noch benachteiligt. Es gibt zu wenige Frauen in Managementpositionen, in Chefetagen und Aufsichtsräten. Ich bin ja ein Fan von gemischten Netzwerken, es ist besser für Frauen, wenn auch Männer in den Netzwerken vertreten sind.

Bekommt man über Netzwerke tatsächlich bessere Jobs?

Charlotte Sengthaler: Nicht unbedingt bessere Jobs. Man bekommt erst mal überhaupt einen guten Job. Auch Aufträge werden sehr oft lieber in Netzwerken vergeben, in denen man sich kennt. Ich sehe das auch im Club Tirol. Tiroler Unternehmer in Wien sind bereit auch zu prüfen, ob Tiroler für einen Job verfügbar sind.

Was würden Sie als PR-Expertin einer jungen Frau empfehlen, die Karriere machen will?

Charlotte Sengthaler: Eine gute Ausbildung gilt als Standard, sie ist also eine absolute Notwendigkeit. Und gute Netzwerke helfen, mit dieser guten Ausbildung auch einen spannenden Beruf zu finden. Nur eine gute Ausbildung allein bringt diese Sicherheit nicht mehr. Auf gute Jobs muss man heutzutage warten. In dieser Zeit ist es am besten, Praktika zu absolvieren und weitere Kontakte zu knüpfen.

Wieviel Zeit verbringen Sie selbst mit „networking“?

Charlotte Sengthaler: Eigentlich ist mein ganzes Leben „networking“ und PR. Ich kann das gar nicht aufteilen. Denn alles hat permanent eine Beziehungskomponente. Wenn ich mich allerdings auf Facebook herumtreibe, halte ich das beruflich für nicht wichtig. Da schaue ich eher in Xing. Aber eigentlich finde ich, dass es besser ist, jemanden wirklich zu kennen, nicht nur im Internet.



Foto: SJO



Foto: SJO



Foto: Isolde Schack

DAS BILD IST SÄCHLICH – DER BLICK IST WEIBLICH

GEDANKEN ZUR FOTOKUNST UNTER DIESEM BLICKWINKEL

Isolde Ch Schack

Sächlich bedeutet weder männlich noch weiblich, also birgt der Titel einen Widerspruch in sich, und dennoch scheint es einen typisch weiblichen Blick zu geben. Oder soll mit dem Attribut weiblich eine bestimmte Sichtweise erklärt werden? Es stellen sich viele Fragen, zu Beginn ein Versuch Antworten auf folgende Fragen zu finden:

Was ist Fotografie, was ist ein gutes Foto und was macht es zur Kunst ?

Fotografie, der Begriff kommt aus dem altgriechischen und kann mit Licht und schreiben, malen, zeichnen also mit „Zeichnen mit Licht“ übersetzt werden. Oder etwas weniger romantisch: Es ist eine bildgebende Methode bei der mit Hilfe von optischen Verfahren ein Lichtbild auf ein lichtempfindliches Medium projiziert und dort dauerhaft gespeichert wird. Die Fotografie kann in sehr verschiedenen Zusammenhängen eingesetzt werden. Es werden fotografische Abbildungen mit künstlerischem Charakter möglich. Die Fotografie ist (teilweise) ein Gegenstand der Forschung und Lehre in der Kunstgeschichte und der noch jungen Bildungswissenschaft. Der mögliche Kunstcharakter der Fotografie war lange Zeit umstritten, ist jedoch seit der fotografischen Stilrichtung des Pictorialismus um die Wende zum 20. Jahrhundert etabliert. Zugespitzt formuliert der Kunsttheoretiker Karl Pawer, nachzulesen in seinem Buch „Das optische Zeitalter“: „Der Künstler erschafft die Wirklichkeit, der Fotograf sieht sie“.

Der Kunstcharakter der Fotografie, unter Einsatz von technischen Hilfsmitteln, ist gerechtfertigt, vergleicht man ihn mit anerkannten grafischen Verfahren die zum Beispiel bei einer Radierung zum Einsatz kommen. Es war ein langer Weg mit vielen Hindernissen und Bemühungen um Anerkennung, den die Fotografie zurücklegen musste, um da anzukommen wo sie heute zu finden ist – als anerkannte, akzeptierte vollwertige Kunstform.

Indikatoren dafür sind die wachsende Anzahl von Museen, Sammlungen und Plattformen für Fotografie, die Zunahme der Professuren für Fotografie, sowie nicht zuletzt der gesteigerte Wert von Fotografien in Kunstauktionen und Sammlerkreisen. Neben der steigenden Anzahl von Fotoausstellungen und deren Besucherzahlen wird die Popularität auch in erzielten Verkaufspreisen auf Kunstauktionen sichtbar, zum Beispiel bei Werken von **Annie Leibovitz**.

In der künstlerischen Fotografie kann das Medium Fotografie als künstlerisches Ausdrucksmittel verwendet werden. Das Foto wird zum Werk und kann sich als bildende Kunst verstehen.

Fotos geben nicht zwangsläufig die Wirklichkeit wieder, sondern sind die Interpretation eines Moments. In der Kunstfotografie

gibt es zudem die Möglichkeit Korrekturen, Veränderungen und Verfremdungen im Labor oder am Computer vorzunehmen. Dem Künstler und seiner Kreativität sind keine Grenzen gesetzt.

Aber was ist ein gutes Foto?

Diese Frage ist eigentlich objektiv nicht zu beantworten. Rein technische Kriterien anzuwenden erscheint nicht sinnvoll, obwohl natürlich technische und objektive Momente zum Tragen kommen. Letzten Endes ist der Gesamteindruck des Bildes entscheidend. Die Fotografie – wie die Kunst im Allgemeinen – ist subjektiv! Eine gute Bildanalyse macht letzten Endes eine Bewertung möglich. Ob es „gefällt“ oder „nicht gefällt“, ob wir es „gut“ oder „schlecht“ finden entscheidet sich innerhalb weniger Sekunden(-bruchteilen). Dieses Urteil entspringt einem Bauchgefühl und spontan ausgelöster As-

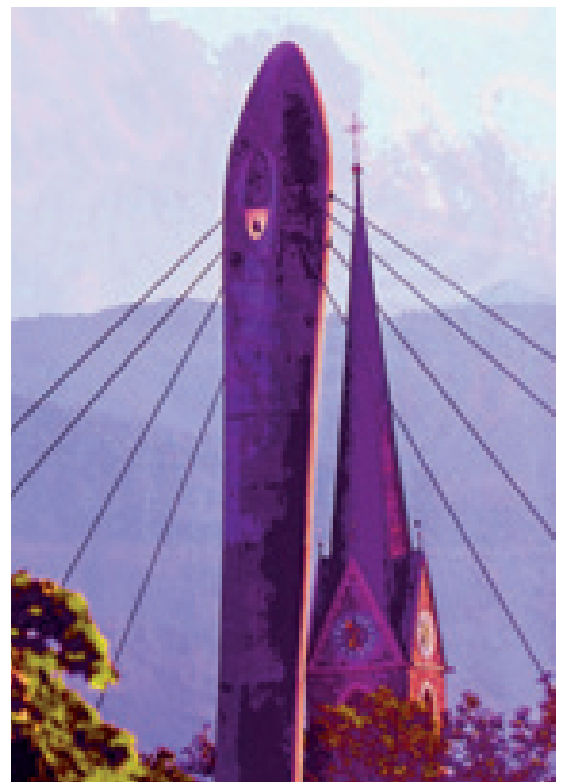


Foto: Isolde Schack

soziationen und Emotionen und ist deshalb hochgradig subjektiv, und doch das Kriterium der Bewertung. Der Begriff Kunst kann in diesem Zusammenhang so verstanden werden, dass er sich selbst dient und allein den Zweck verfolgt, zu gefallen. Dabei kann es sich um eine bestimmte Personengruppe oder sogar nur um eine Einzelperson handeln, dem das Bild gefallen soll. Die künstlerische Fotografie kann alles sein. Jeder Stil, jedes Motiv, jede Gestaltungsform und jede angewandte Technik hat ihre künstlerische Berechtigung. Das Werk kann also ästhetisch gestaltet, schön oder aber auch hässlich, provokant und irritierend oder einfach nur begeisternd sein. Fotokunst will vielfach irritieren, Erwartungen nicht erfüllen und den Betrachter zum Nachdenken anregen. Und doch ist das Gefallen oder einfach die Aufmerksamkeit zu bekommen die es aus der Sicht des Künstlers verdient, der Motor, der erst das Schaffen möglich macht.

Fotografieren Frauen anders als Männer?

Und wäre so die logische Konsequenz, dass es eine weibliche Betrachtungsweise gibt?

Vielleicht ist es notwendig bei der Suche nach Antworten einige Aspekte zu beachten. So den-

ke ich, dass die Zukunft weiblich ist. In vielen Regionen der Erde sind Frauen bereits besser gebildet und erfolgreich – und bewirken so einen grundsätzlichen Wandel in unserer männerdominierten Welt. Die Emanzipation der Frau – also die Steigerung der Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten – schreitet voran und äußert sich in unterschiedlichster Art und Weise. Dieses neue Selbstbewusstsein der Frau wirkt in viele Bereiche hinein. Wird der Blick „männlich“ weil es zu einem Wandel der Familie und der Neujustierung von Geschlechterrollen und somit zu Verschiebungen im Spannungsfeld Liebe, Sex und Partnerschaft kommt? Ich glaube nein. Nicht nur die Rollenbilder, auch die Geschlechteridentitäten verschwimmen an den Rändern. Die Codierung von Intimität und Romantik verschiebt sich. Neue Arrangements für Sexualität und Partnerschaft drängen aus den Nischen in den Mainstream. Bleibt Frau Frau und was ist eigentlich typisch weiblich?

Unterschiede zwischen Mann und Frau gibt es, besonders Gene und Hormone, verantwortlich für das biologische Geschlecht, zeigen messbare Differenzen. Allerdings sagen sie über typisch männliches oder weibliches Verhalten wenig aus. Innerhalb des Geschlechtes können die Unterschiede nämlich größer sein, als zwischen Mann und Frau. Wie ausgeprägt letztendlich typisch weibliche oder männliche Eigenschaften eines Menschen sind, hängt von viel mehr ab und ist zu einem Teil auch durch Vorbildwirkung übernommen.

Die weiblichen Hormone verbessern die Sprachfähigkeit und sind im emotionalen Bereich mit Empathie assoziiert. Die Frau



Foto: Isolde Schack

gilt als sozial orientiert, sicherheitsbedürftig und intuitiv, sagen Studien zu diesem Thema, aber „Stereotype“ dienen dazu, schneller Information über eine Person zu verarbeiten und den Aufwand fürs Denken möglichst gering zu halten, erklärt Andrea Abele-Brehm, Expertin für Sozialpsychologie. Meist beinhalten diese Schubladen unserer Vorstellung ein Quäntchen Wahrheit, pauschalisieren jedoch und werden deshalb den individuellen Eigenarten eines Menschen – der Frau – nicht gerecht.

Vielen Frauen ist es ein Bedürfnis ihre Stimmungen und Gefühle auszudrücken, sich zu kümmern, zuzuhören, zu motivieren aber immer mehr auch sich selbst zu reflektieren. In diesen weiblichen Stärken lässt sich die Möglichkeit für Veränderung, durch anderes Denken und Handeln, erkennen. Aber es braucht Mut zum Risiko, Überzeugung und Durchhaltevermögen.

Biografien die beeindrucken...

Ein Blick auf die Biografien berühmter Fotografinnen bestätigt das und lässt uns weiter nach dem typisch weiblichen Blick suchen.

Da gab es bereits im 19. Jahrhundert die Fotografin **Julia Margaret Cameron** (1815-1879) eine gläubige Angehörige der Anglikanischen Kirche und Moralistin. Sie vertrat die Ansicht, die Qualität eines Kunstwerkes hängt ganz wesentlich von der Moral seines Inhalts ab und war davon überzeugt, dass religiöse Kunst nicht nur in der Vergangenheit, sondern

jederzeit ihre Berechtigung habe und man sie auch mit den Mitteln der Fotografie fortführen könnte.

Wiens „Shooting Girls“, von **Trude Fleischmann** bis **Alice Schalek**, nutzten als jüdische Frauen eine der wenigen Nischen in der bildenden Kunst, die ihnen die Männer gelassen hatten, und betrieben die erfolgreichsten und renommiertesten Ateliers der Stadt. 1907 eröffnete **Dora Kallums** als erste Frau ein Fotostudio in Wien und prägte mit ihrem ganz eigenen Stil die Mode- und Porträtfotografie und dokumentierte ein sich wandelndes Frauenbild. In den Werken spiegelt sich die dynamische Veränderung der Frau in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wider. Es sind teilweise sehr unkonventionelle, moderne, frische Bilder, die an den starren Normen der Gesellschaft rütteln.

Iris Brosch, 1964 in Deutschland geborene Kunstfotografin, die in ihren Bildern die Frau und ihre Weiblichkeit ausdrucksstark und kraftvoll zeigt: Frauen sind für sie Heldinnen. Seele und Intellekt der Frauen sollen im Mittelpunkt stehen, sie will sie in ihrer rigiden Makellosigkeit zeigen. Im Mittelpunkt steht die Auseinandersetzung mit den alten Meistern. In ihren Fotografien zitiert Brosch die italienischen Maler der



Foto: Isolde Schack

Renaissance, wie Sandro Botticelli aber auch die Malerei der Moderne. Ihr Stil wurde so beschrieben: „Miuccia Prada trifft auf Leonardo da Vinci“.

Annie Leibovitz geboren 1949 in Connecticut, hat mit ihren Fotos das kollektive Bildergedächtnis seit den 70iger Jahren des 20. Jahrhunderts maßgeblich mitbestimmt. Ihre Miniaturdramen mit Berühmtheiten aus Film, Musik und Politik zeigen Menschen in ihrer öffentlichen Rolle, sie enthüllen und maskieren zugleich. Sie spielt mit dem Ruhm der Dargestellten und lässt ihn zu einem ironischen Mythos werden. Ihre Porträts und Aktaufnahmen bewegen sich zwischen Glamour und Wirklichkeit und schaffen in der Inszenierung eine neue Realität.

Elfie Semotan - 2016 wurde die Grand Dame der österreichischen Fotografie 75. Die Abweichung von der Norm, das Unperfekte, die Charakterstärke, nicht glatt, schön und ein bisschen langweilig so präsentieren sich ihre Modebilder. Eine Plakatserie in den späten 1970ern mit dem Slogan „Trau dich doch“ löste einen Skandal aus. Die Fotografin wehrte sich gegen den Vorwurf, die Darstellung der nackten, weiblichen Haut sei zu öffentlich oder gar sexistisch. Sie wollte die Frauen unverblümt und reduziert zeigen, selbstbestimmt und ohne Schutzbedürfnis.

Fotokunst als nonverbale Sprache

Dieses stöbern in Biografien ließe sich noch lange fortsetzen, doch die Frage nach dem weiblichen Blick findet auch so keine Antwort. Es ist allerdings offensichtlich dass Frauen Außergewöhnliches in ihren Bildern auszudrücken vermögen und die Welt immer wieder in Staunen versetzen, doch das machen männliche Kollegen schließlich auch.

Hier beginne ich jetzt mit einer Selbstreflektion, denn ich bin eine Frau und ich fotografiere – Kunst? Fotografie ist für mich eine non-verbale Sprache. Ich sehe eigentlich ständig Dinge oder Situationen, bei denen ich mir denke: „Das wär jetzt vielleicht ein gutes Bild“ – meistens bleibt das Bild dann aber nur im Kopf, weil ich meine Kamera nicht dabei habe, oder Bedenken habe jetzt wirklich abzdrukken. Ich glaube dieses Gespür braucht jeder gute Fotograf. Fotografie ist für mich ein dauernder Prozess. Ich will mich selbst herausfordern und darin keinen Erwartungen nachgehen. Für mich ist es teilweise auch ein Experiment und Zweifel sind ein Teil davon. Im Grunde geht es in der Fotografie darum eine Sprache zu finden, an der man wachsen kann. Die Emotion ist der Motor der mich antreibt und der Moment, bevor er passiert, ist der Spannendste. Meine besten Bilder sind immer dann entstanden, nachdem mein Gefühl mich den entscheidenden Schritt in die richtige Richtung machen hat lassen und mein Gespür den Moment erwartet hat. Das lernt man natürlich auch mit den Jahren, aber dieses gewisse Gefühl selbst kann man meiner Meinung nach nicht erlernen. Sehen tun alle das Gleiche,

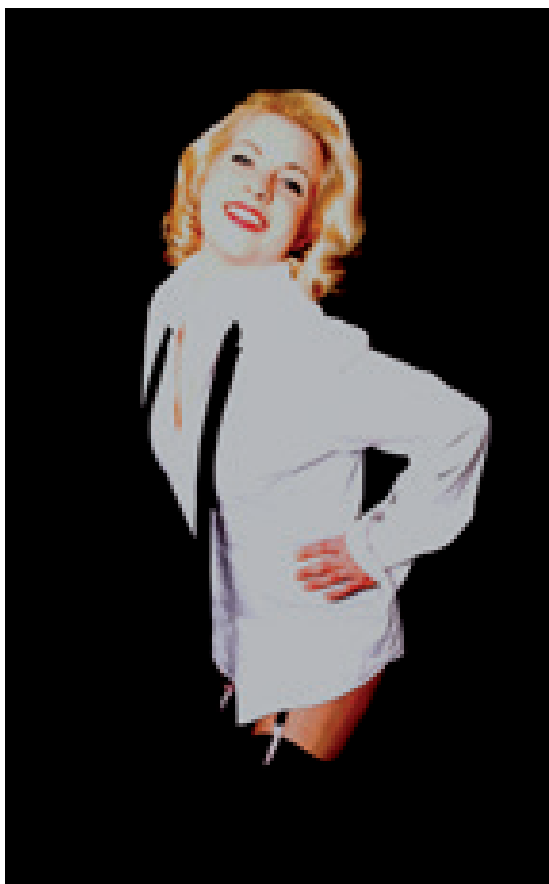


Foto: Isolde Schack



Foto: Isolde Schack

bei mir ist vielleicht der Bildausschnitt ein anderer. Fotografie bedeutet für mich auch, die Wirklichkeit nach meinen Vorstellungen und Ideen so zu inszenieren und festzuhalten, wie ich sie in dem Moment gerne hätte, der Ausschnitt einer Geschichte, der neugierig macht. Für mich geht es in der Fotografie auch darum, ein Gefühl zu kreieren oder festzuhalten – alles andere kommt danach. Die Menschen vor der Linse müssen sich in meiner Nähe sicher fühlen. Ich kann vertrauliche Momente einfangen, indem ich Menschen das Gefühl gebe, dass sie gut genug sind, so wie sie sind, oder dass sie vergessen, dass sie gerade fotografiert werden. Ist das jetzt so, weil ich ich bin – oder weil ich eine Frau bin ?

Ich denke es gibt keinen weiblichen Blick. Ein Bild muss ansprechen, berühren, Emotion oder Begeisterung wecken, gern auch beides. Positive Gefühle oder auch negative können damit verbunden sein. Symbolwirkungen innerhalb des Bildes können Assoziationen und Haltungen hervorrufen. Die eigene Wahrnehmung verbunden mit kreativem Denken kann aus dem simplen „Anschauen“ ein Erlebnis der besonderen Art machen. Was letztlich zählt ist die Wirkung eines Bildes auf den Betrachter – sei es ein Mann oder eine Frau.



Foto: Isolde Schack



Mein Ort, N 50,95595 O 11,51771
Foto: Selbstaufnahme

LOST TO REGAIN – EINE WANDERUNG DURCH OSTDEUTSCHLAND

Maria Peters

Diese Wanderung war eine Recherchereise. Sie sollte die Grundlage für eine *Novelle montage* werden, ein Roman vermischt mit den malerischen Zyklen von 24 fiktiven aber real nachinszenierten Frauenfiguren, lebend vom 19. Jahrhundert bis an den Anfang des 5. Jahrtausends. Sie alle haben miteinander und mit mir zu tun. Wie sehr, wie real das alles ist, wusste ich vor der Abreise zu dieser Wanderung noch nicht. Vom Klonen, von der Optimierung des Menschen und von einer perfektionierten Welt sollte diese Geschichte am Ende erzählen.

Meine Route führte mich von Jena in Thüringen über Leipzig, Wittenberg, Berlin und die Mecklenburger Seenplatte bis nach Rostock. Acht Wochen und gut 600 Kilometer Fußmarsch, schreibend, zeichnend. In beständiger und erbarungsloser Sommerhitze. Mit schwerem Rucksack, denn Malutensilien, Fotoausrüstung und mein kleiner Reiselaptop (für die wöchentlichen Berichte von dieser Tour auf meiner Blogseite) waren mit dabei.

Die Landschaften und die Menschen in Ostdeutschland, ihre Schicksale und ihre Geschichten sollten die Hauptlinie für mein Erzählen werden. Während meiner Wanderung erschienen dann „auf rätselhafte Weise“ Gastbeiträge aus der Zukunft auf meiner Blogseite – und durch sie und durch die ausnahmslose Freundlichkeit all jener Menschen, die mir während dieser Wanderung begegneten, änderte sich mein ursprünglich dystopisch angedachtes Ende dieser Romanidee. Hatte ich doch vor meiner Abreise ein Gelübde abgelegt: Je nachdem, wie sich die Menschen auf dieser willkürlich gewählten Route mir gegenüber verhalten, würde ich den Homo Sapiens auslöschen, oder doch versuchen ihn zu retten. Sciencefiction und das reale Leben.

Auszüge aus meiner Blog-Mitschrift:

Dieser Ort, der mich nicht mehr losließ.

N 50,95595 O 11,51771

Seit Juni 2008 dachte ich immer an diesen Ort, den ich damals gezeichnet und 2015 wieder gesucht hatte, unterstützt von Waldemar aus Gotha, dem ehemaligen DDR Verbindungs-Marineoffizier.

5. Juni 2016: Ich begann meine Reise in der Bahnstation Jena Paradies.

Nach Norden, von dort aus nach Norden, das war mein einziger Plan.

Straßen, Wanderwege, Dörfer, Städte, Radfahrrouten – auf

Landkarten zu einer Linie verbunden, ohne zu wissen, was mir diese Linie erzählen wird.

Ich wollte nicht wissen. Ich recherchierte nur das Allernötigste, wollte ein Land sich selbst erzählen lassen. Und den Menschen zuhören. Ihre Sicht, ihre Interpretation sollte mir genügen.

Die Autos rasen vorbei. Die Landschaft verkommt zur Kulisse.

Gastbeitrag: Georgia Nachfolgerin 14, 7. Juni 2016

Die Menschen des 20. und noch Anfang des 21. Jahrhunderts bauten seltsame Architekturen. Ihre Häuser wirken meist wie Transiträume. Flüchtig und aus minderwertigen Materialien gefertigt, wie zusammengeklebt. Wenn man die Fotografien dieser Architekturen betrachtet (kaum ein Gebäude konnte erhalten werden), so bestehen sie vor allem aus Spiegelungen. Glas und Metall dominierten meist die Oberfläche der Gebäude nach außen hin.

Was sollten diese Architekturen spiegeln? Wen wollten die Menschen im Spiegel erkennen?

Vielleicht ahnten sie bereits, dass ihre Zeit abzulaufen beginnt.



Brett mit Inschrift im Wald von Gielow-Peenhäuser

Foto: Maria Peters, 2016

In einem Backsteinhaus in Camburg traf ich eine Hundertjährige. Sie hatte Schmerzen. Sie erzählte mir, dass sie erblindet. Sie erlebt alles in völliger Klarheit. Ich hatte den Eindruck, sie langweilt sich sehr in unserer Welt.

Eine Kellnerin warnte mich vor den Horden von Flüchtlingen, die hier unterwegs seien. Im Wald traf ich sie bisher nicht. Ohnehin sah ich hier nicht sehr viele erkennbare Einwanderer. In Jena schon, aber in den Dörfern kaum.

Denkmäler, Mahnmale, Museen, historische Stätten. Lesend in der Vergangenheit versuchen wir ein Weiter zu denken, weiterzugehen. Doch der Blick in die Vergangenheit ist unausweichlich die einzige Möglichkeit, die uns zur Verfügung steht. Wir gehen mit dem Rücken zur Zukunft.

Weissenberg war einst ein wichtiges Zentrum der Schuhproduktion in der ehemaligen DDR. Das erzählte mir ein Herr, der ein Stück des Weges mit mir ging. Nach der Wende verlor Weissenberg quasi über Nacht 30.000 Arbeitsplätze. Und vielen anderen Orten und Städten erging es ähnlich. Nur langsam verbessert sich die Lage dieser Orte wieder, US-Konzerne siedelten sich in den letzten Jahren an, Betriebe wurden gegründet. Im Zentrum der Stadt bürgerliches Treiben. Etwas außerhalb sah ich auch ärmere Straßenzüge und traurige Menschen. Ich wohnte

eine halbe Gehstunde vor der Stadt, der Weg dorthin führte über Felder und ich erlebte hier meinen ersten Gewitterregen. Kurz, wild, erfrischend.

Bis zum Kulkwitzer See südlich von Leipzig. Dann der Marsch durch die Peripherie, vorbei an Einkaufszentren und Firmen. Etwa eineinhalb Stunden später kam ich in meinem Quartier in Leipzig an. Eine heruntergekommene Straße. Laut. Dreckig. Die Wohnung ähnlich, aber dafür mit einer Badewanne ausgestattet.

Besichtigung der *Spinnerei*: Ein altes Fabrikgelände, die Gebäude vorwiegend aus Backstein, und das gesamte Areal beheimatet Ateliers, hochkarätige Galerien, ein Restaurant und noble Geschäfte. Alles war sehr schick und alle Menschen am Gelände wirkten souverän und schienen sich ihrer Sache und ihres Lebens sicher zu sein. Ich setzte mich in den Garten des Restaurants, genoss das gute Essen und diese vergeistigte Umgebung. Doch zugleich schwankten meine Gefühle. Diese ganz normale Welt, durch die ich eben gewandert war, unbedeutende Orte, Schicksale, mutige Unternehmer, alte, aufs Sterben wartende Menschen, betrachtete ich sie alle nur wie die Tiere im Zoo? Zu welcher der beiden Welten gehöre ich?

20. Juni: Kletzen, Beuden, Krostiz, Lehelitz, Niederrossig, Schönwolkau, Kripphena.

Ich lief über Felder, durch Bauernland. Und dabei fiel mir auf, dass die Motive in der Ebene wie schwebend sind. Schwebend vor dem fast Nichts des Himmels. Und nur am Boden haben sie ein wenig Haftung.



Die alte Bahnstation Jena Paradies

Bild: Maria Peters, 2016

Gastbeitrag: Christine Nachfolgerin 09, 22. Juni 2016

Sie weiß noch nicht wer sie ist, aber ich erinnere mich, dass sie sehr bald auf etwas stoßen wird, das ihre Lage klärt. Damals war die Gehirnforschung noch nicht sehr weit entwickelt. Vieles war für sie noch nicht denkbar, was heute allgemeines Wissen ist.

In Bergwitz sprang ich in den See.

Ich traf eine fröhliche Außendienst-Schmuckverkäuferin, die ihren Beruf liebte, weil sie ihrem Mann auf diese Weise entfliehen konnte – der sie laufend anrief.

Reformation – Gegenreformation

EU – Brexit

Der Mensch geht vor und wieder zurück.

Ich hatte ja diese Romanidee im Kopf. Und das Gehen, das Gehen bei dieser enormen Hitze, die vielen fremden Orte und die verschiedenen Quartiere und Betten, die unzähligen Begegnungen am Wegesrand, all das zusammen begann nun meine Fantasie zu beflügeln. Es war keine Geschichte mehr, die ich erfand, es war mehr ein Abschreiten von ihr. So, als hätte ich jedes Detail und jede Begegnung bereits vorgeplant, so vertraut, so logisch und unausweichlich erschien mir alles.

26. Juni: Zeichnen in der ehemaligen Hutfabrik in Luckenwalde. Man hörte gelassene Arbeitsgeräusche von einem metallverarbeitenden Betrieb nebenan. Am Gelände der ehemaligen Hutfabrik selbst rührte sich nichts. Eigensinnig stand das Gebäude, teils von Gras umwachsen. Hier wäre ich gerne geblieben. Ich erkundete noch ein halbverfallenes Nebengebäude und erinnerte mich plötzlich daran, diesen Ort schon einmal gesehen zu haben. In einem Traum, vor vielen Jahren. Und ich hatte nie daran gezweifelt, dass dieser Ort real existiert, ihn aber immer, ich weiß nicht warum, in der Nähe von Köln vermutet. Nun habe ich ihn hier gefunden.

Im östlichen Teil von Berlin gibt es noch Brachen. Verfallene Häuser, aufgelassene Areale oder Bahnhöfe. Und eben diese offenen und ungeklärten Orte schaffen Freiräume in meinem Kopf, sie beflügeln meine Fantasie. Und wenn ich meinen Blick über solch eine Brache schweifen lasse, fühle ich mich glücklich.

Am ehemaligen Bahndamm im Görlitzer Park glaubt man sich in Afrika, einige Meter weiter treffen sich türkische Familien zum Grillen, und in der Mitte des Parks mischen sich dann alle anwesenden Kulturen mit den Berlinern und ihren Familien. Und die Hunde, dazwischen, laufen frei.

Das Denkmal für russische Soldaten im Treptower Park ist ein beliebter Anlaufpunkt für Spaziergänger. Weit überlebensgroße Skulpturen, dramatisch und heroisch in Ausdruck und Haltung, bilden eine skurrile Kulisse zum Fotografieren. Ich traf dort einen Mann. Er lebt in Berlin. Wir unterhielten uns lange.



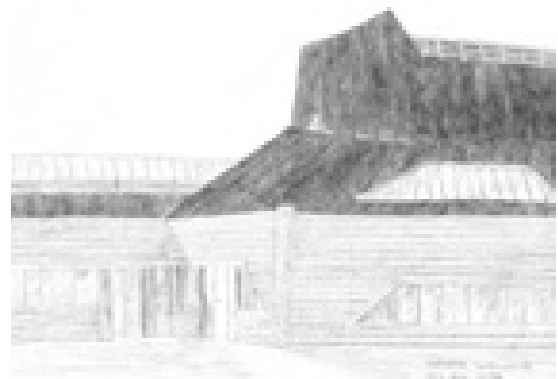
Georgia Nachfolgerin 14, Leuchtende Hunde

Bild: Maria Peters, 2016



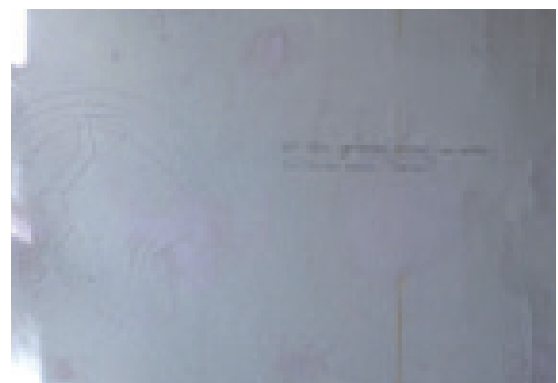
Stadtansicht Leipzig

Bild: Maria Peters, 2016



Die ehemalige Hutfabrik in Luckenwalde

Bild: Maria Peters, 2016



Wandzeichnung in Luckenwalde

Foto: Maria Peters, 2016

Gastbeitrag: Nachfolgerin 08, Datum unbekannt

Sie geriet vergangene Woche in eine Zeitanomalie, oder besser, sie pendelt seither immer wieder zwischen zwei Zeitlinien (oder sind es mehr?). Nun ist klar, woher die anderen Gastbeiträge kommen. In dem verlassenen Haus in Luckenwalde sah sie diese Wandzeichnung, sah sie außerhalb der Zeit, und sah zugleich die mögliche Geschichte aller jener Figuren ihrer Zeitlinie, die sie glaubte zu erfinden. (...)

Und sie muss sich nun jemandem anvertrauen. Jemandem, der notfalls alles überliefert, im Falle sie das nicht mehr machen kann, weil sie selbst womöglich bald aus jeglicher Zeitlinie fallen wird.

Und sie hat ihn getroffen, ihren Chronisten. Hier. In Berlin.

12. Juli: Ich umkreiste die Konzentrationslager-Gedenkstätte Sachsenhausen, die ich im vergangenen Herbst ausgiebig studiert hatte. Ich wollte unbedingt jenes halbverfallene Haus wieder besuchen, in dem ich damals Filmaufnahmen gemacht hatte: Mit Blick auf Sachsenhausen.

Im Inneren die Inschrift: „Niemand ist ersetzbar, verlorene Möglichkeiten ist verlorene Zeit.“

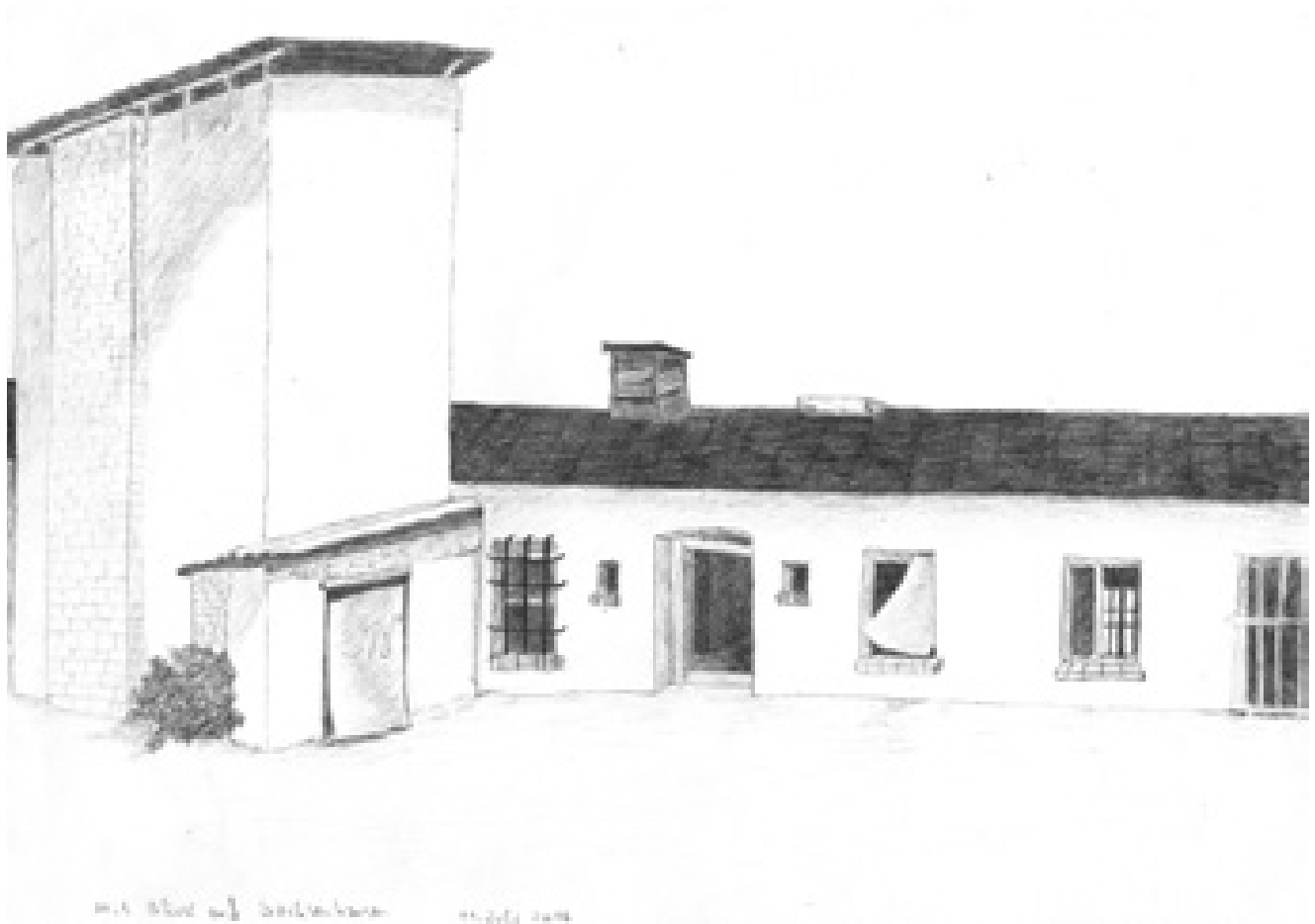
Ich machte eine Zeichnung, denn ich mag diesen Platz.

Er liegt inmitten einer bewachsenen Dünenlandschaft. Zwischen Buschwerk und Bäumen ist Sandboden, und manchmal findet man kleine Dünen, wie gestrandet an falschem Ort.

Und mehrere verlassene Gebäude stehen versteckt in diesem Wald, von denen man annehmen kann, dass sie früher die Wächter des Lagers beherbergten. Ein schönes, unheimliches Arbeitsambiente. Es war, als dränge ich in eine verbotene Zone ein, die in ihrer Verlassenheit jedoch zugleich den Frieden des Vergehens der Zeit zeigte. Irgendwann unter Dünen versunken.

23. Juli: Die Landschaft änderte sich. Weit sich hinziehende sanfte Wellen waren mit Kornfeldern und Wäldern bewachsen. Immer wieder tauchte ein See auf. Strahlendes Preußischblau vermischt mit grünlichem Coelin und ein klein wenig Neapelgelb.

Im Tankstellenshop in Teterow kaufte ich mir gerade ein Cola, als mich ein Mann ansprach und mich fragte, ob ich etwas suche und er mir helfen könne. Er saß im Schatten eines abgestellten LKWs am Randstein. Er machte einen fröhlichen Eindruck, trank ein Bier und ich setzte mich zu ihm hin. Er erzählte mir, dass er eigentlich trockener Alkoholiker sei. Bis vor gerade eben, denn jetzt trank er wieder.



Haus im Wald bei Sachsenhausen

Bild: Maria Peters, 2016

In seiner Jugend war er bei der Marine gewesen, dann 20 Jahre lang beim Militär. Er wäre Funker und Oberleutnant, heute sei er pensioniert. Doch dann erzählte er wieder, dass er für eine Sicherheitsfirma arbeite, und der Nahkampf ist seine Spezialität. Und nun habe er wegen eines Einsatzes eine Anzeige wegen schwerer Körperverletzung am Hals, deshalb trinkt er wieder. Aber er erzählte noch mehrere berufliche Werdegänge und Tätigkeiten auf. Offenbar konnte er sich zu keiner Identität wirklich entschließen.

Rostock beginnt allmählich, ist hier eine langsame Verdichtung von Dörfern. Und ich hatte nicht den Eindruck, dass diese Stadt hinauswächst, sondern hier schien es umgekehrt zu sein, die Dörfer überwucherten langsam die Stadt. Ich wanderte bis zur Petrikirche. Ich machte ein Foto von mir.

27. Juli: Von Warnemünde Werft entlang der im Hafen liegenden Kreuzfahrtschiffe zur Fähre. Mit ihr setzte ich über zur Großen Düne. Es regnete leicht, es war noch früh am Morgen und der Strand war menschenleer. Ich wanderte etwa zwei Stunden die Küste entlang. Sank ein im Sand. Das Meer war ruhig, sanfte Wellen. Möwen pickten am Strand.

Es war kühl und zum ersten Mal benutzte ich an diesem Morgen meine neue Regenjacke. 600 Kilometer weit hatte ich sie hierher getragen.

Nach und nach rückte die Heide immer näher ans Ufer heran. Es gab nur kleine abgezaunte Pfade die man begehen durfte, denn diese Vegetation verträgt keine Menschen.

Gastbeitrag: Nachfolgerin 08, 28. Juli 2016

Zuerst sah es aus, als wolle sie nur ein Stück weit hinaus schwimmen. Doch nach einigen raschen Tempi wechselte sie plötzlich die Richtung. Und verschwand aus dem Bild. Verschwand aus der Zeit.

Vorher, im Wald vor Gielow-Peenhäuser, hatte sie eine Zeichnung gemacht. Sie ließ sich Zeit, es war noch früh am Tag gewesen und der Weg nicht mehr weit.

Bevor sie wieder weiterzog, ging sie noch um eine alte Steinmauer herum, besah sich das Mauerwerk und fand dabei ein morsches Brett am Boden. Eine Inschrift war auf dem Brett zu lesen:

„Zwischen den Städten. Die Namen der Orte längst vergessen. Ich benenne alles neu. Alles ist verlassen. Nachfolgerin 23“

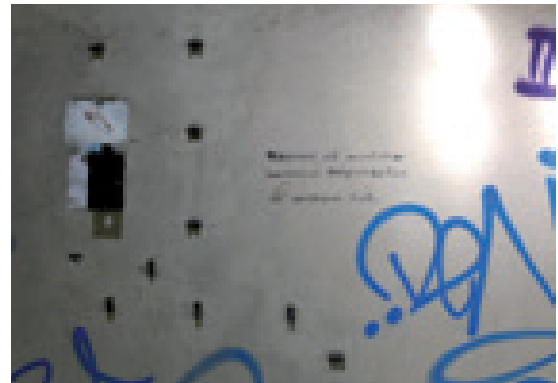
Am folgenden Tag hatte sie eine Entscheidung getroffen, sie schickte ihre Tagebücher an den Chronisten in Berlin. Dann wanderte sie ans Meer und stellte die Kamera auf.

Der Chronist brach sofort nach Rostock auf, aber er kam zu spät. Er fand nur mehr ihre Sachen am Strand. Ihre erste Linie ist erloschen.

Auf Möglichkeitslinie 02 sind wir eins.

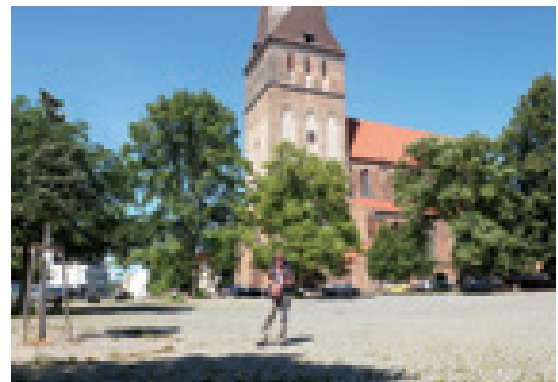
Wir werden berichten ...

Blogberichte: www.novelle-montage.com
www.maria-peters.at



Inschrift in Sachsenhausen

Foto: Maria Peters, 2016



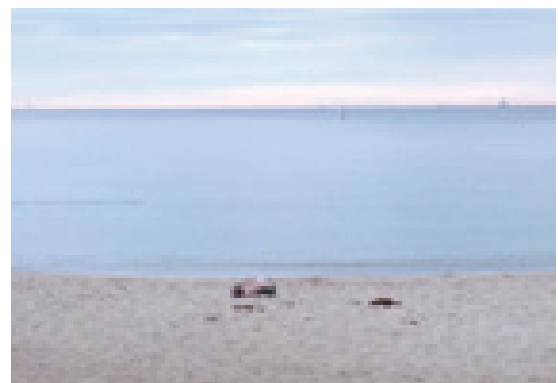
Maria Peters in Rostock vor der Petrikirche

Foto: Selbstaufnahme, 2016



Der Heiligensee in der Rostocker Heide

Foto: Maria Peters, 2016



Strand an der Ostsee

Foto: Selbstaufnahme, Video-Still, 2016



„Die Geierwally“
Foto: Screenshot Albrich (Tobisfilm)

TIROLER FRAUEN – CINEASTISCH VEREWIGT

Silvia Albrich

Die verspielten Seiten weiblicher Naivität, die gibt es eher in Schnitzlers Wien. Das süße Mädel, das hilflose schutzlose scheue Reh oder ähnliche weibliche Facetten finden sich im Film mit und über Tiroler Frauen kaum. Wenn, dann höchstens in Form eines Schihaserls, und da auch nur als Staffage, wie etwa in „12 Mädchen und ein Mann“ mit Toni Sailer. Vielleicht auch noch als Nebenrolle in einem Krimi, in dem die Ermittlerin aber - siehe Kristina Sprenger in Soko Kitz – sicher sehr tough ist. Die Tiroler Frau, real oder fiktiv, ist meist sinnlich dargestellt, emanzipiert und doch bodenständig, was sich in den „Klassikern“ am besten ausmachen lässt.

Wild und eigensinnig

„Die Geierwally“ nach Wilhelmine von Hillern

„Die Geierwally“ gilt hierzulande als Sinnbild für Emanzipation und Selbstverwirklichung: Gegen den Willen ihrer Eltern heiratet sie den Mann, den sie liebt, trifft ihre eigenen Entscheidungen und macht es als Jugendliche den kühnsten Burschen des Tales gleich. Der Film „Die Geierwally“ hat aber nicht die bekannte Porträtmalerin Anna Knittel aus dem Lechtal zum Inhalt, sondern stützt sich auf die Romanfigur der deutschen Schriftstellerin von Hillern, die eine reale spektakuläre Episode aus Annas Leben aufgreift: Die junge Frau holt in einer waghalsigen Abseilaktion in schwindelnder Höhe ein Adlerjunges aus dem Nest. Im Widerstand gegen ihren Vater und im Kampf um ihre Liebe ist die Literatur-Wally wild, zornig, hochmütig, eigensinnig bis hartherzig dargestellt. Während Anna Knittel bürgerlich wurde, sollte das Kunstprodukt „Geierwally“ die bäuerliche Welt als Kulturgut bewahren, in dem die Menschen in den Bergen im Kampf mit der Natur Helden sind.

In der Verfilmung von Hans Steinhoff, die 1940 während der NS-Zeit auf dem Hafelekar und im hinteren Ötztal entstand, brillierte Heidemarie Hatheyer „mit ihrer herben, männlich-aktiven Ausstrahlung und herausfordernder Erotik“ (Herbert Holba) als Geierwally. In weiteren Rollen sind Sepp Rist (Bärenjosef), Eduard Köck als sturer, strenger Vater, Winnie Markus (Afra) und Ludwig Auer (Klettenmeier) zu sehen. Der verwitwete Vater will Wally mit dem reichen Vinzenz vermählen. Sie weigert sich, da sie den „Bärenjosef“, der ihr das Leben gerettet hat (als er den Muttervogel erschoss), liebt. Die Liebesgeschichte ist für heutige Begriffe ebenso schwülstig wie die Handlung insgesamt wuchtig ist. Für „Cinema“ war der Film von 1940 ideologisch heikel, aber künstlerisch wertvoll, wozu besonders die beeindruckenden Bilder von Richard Angst (Kamera) beitrugen. Trotz der herrschenden Ideologie ist es ein eindrucksvolles Porträt einer nicht angepassten Frau.

Auch Franz Caps Verfilmung von 1956 mit Barbara Rütting blieb nah an der Romanvorlage. Peter Sämanns TV-Adaption von 2005 hingegen mit Christine Neubauer, Siegfried Rauch und Martin Feifel in den Hauptrollen, beschert uns eine neue Variante: Josef als Alleinerzieher, den die Wally eigentlich liebt, sich aber trotzdem dem Willen des Vaters, Josef zu heiraten, widersetzt. An Stelle der alt gedienten Magd taucht in der stets dekolletierten Veronika eine neue Frauenfigur auf: die der habgierigen Intrigantin. In allen Fassungen aber wird die Wally von ihrem Vater verprügelt, wobei sich 2005 der Vater erstmals fragt, wie er derart die Beherrschung verlieren konnte und Wally wegen diesem Vorfall den Hof verlässt. Die vielen Jodler und Jauchzer mildern die grimmige Geschichte aber ein wenig ab.

Wenn das Weib erwacht

„Der Weibsteufel“ nach Karl Schönherr (1867-1043)

Die Dreiecksgeschichte ist so einfach wie dramatisch: Sie handelt vom Kampf eines kränklichen Ehemannes und Schmugglers um sein Weib, das dem jungen, diensteifrigen Grenzüngel schöne Augen machen soll, um ihn abzulenken. Der Grenzer hingegen will über die Frau den Schmuggler ausspionieren. Sie spielt dann beide gegeneinander so aus, dass sich ihre Rache von selbst vollzieht.



„Der Weibsteufel“

Foto: cinema.de

„Was nur die Männer haben: aus jedem Wörtl drehn sie gleich einen Hackenstiel und schlagen damit los!“ sagt die Frau wenige Augenblicke vor der Katastrophe. Aber nicht nur die Männer schlagen mit Wörtern wie mit Waffen aufeinander ein. Die Frau beherrscht dafür die Kunst der feinen grausamen Nadelstiche: „Sollst leben“, prostet sie ihrem kranken Mann zu – und setzt nach: „Wenn der Tod nix dagegen hat.“ In Kenntnis der Schwächen beider Männer setzt sie ihre Worte gezielt, sie weiß genau, was provoziert, sodass die zwei letztlich wie Kampfhähne aufeinander losgehen. Sie rächt sich dafür, dass sie von beiden Männern benutzt wurde.

Bei der Uraufführung des Stückes (1915 am Wiener Burgtheater) führte die erotische Deutlichkeit des Textes zum Vorwurf der „Unsittlichkeit“. Im Film von Wolfgang Liebeneiner mit Hilde Krahl, Kurt Heintel und Bruno Hübner (1951) wird das Frauenbild im „Weibsteufel“ wegen des Mutterschaftsmythos' als nicht gerade fortschrittlich empfunden. Die Frau hat zwar den Mutterwunsch, den ihr der junge kraftstrotzende Grenzjäger erfüllen könnte. Doch sie hat sich arrangiert und ihre mütterlichen Gefühle bei ihrem alten kränkenden Mann ausgelebt.

In der unumstößlich besten Version des „Weibsteufel“, im Film von Georg Tressler von 1966 (ein Klassiker des deutschsprachigen Kinos), ist Schönherr's Kunstfertigkeit, stumme Gebärden sprechen zu lassen, am deutlichsten umgesetzt. Der reduzierte Stil sorgt für innere Spannung, die präzisen ruhigen Schwarz-Weiß-

Bilder von Sepp Riff (Kamera) mit winterlichen Landschaften und kargen Bauernhäuser tun das ihre dazu. Das Packende und Herbe macht den Film eindringlich und unmittelbar und er wirkt erstaunlich modern-emanzipatorisch. Denn die Titelheldin und die beiden Männer sind hier weit vielschichtiger und widersprüchlicher gezeichnet: Sieghardt Rupp, der markante Charakterkopf aus Vorarlberg, bekam den (Pracht-)Part des Grenzgendarmen, der sich an die Frau des gerissenen Schmugglers (Hugo Gottschlich) heranmacht: Maria Emo liefert eine beeindruckende Hauptfigur, deren Gefühlsgrenzen zwischen Berechnung und Bekenntnis verschwimmen. Zerrissenheit und plötzlich aufgewühlte Emotionen prägen das intensive Kammerpiel. Die fatale Ménage-à-trois endet mit einem Streit der Männer, am Ende ist einer tot, der andere im Gefängnis.

Die Quellen weiblicher Macht

„Die wilde Frau“ von Felix Mitterer

Das TV-Drama in Mundart unter der Regie von Josef Kuderna greift die Geschichte von der „Saligen“ auf, einer rätselhaften, unbezähmbaren Wald-Frau. Der Sage nach sind die Saligen scheue, aber hilfsbereite und weise Frauen, die armen Bauern halfen. Sie verführen und lieben und schützen die Eispaläste im Inneren der Gletscher, sind sozusagen Vestallinen der Alpenfestung. In dem Film nach einem Bühnenstück von Mitterer wird die Saligen-Sage zu einem bösen Abbild männlicher Besitzfantasien. Fünf einsame Holzfäller arbeiten im verschneiten Wald, sind seit Wochen ohne Außenkontakt. Als eines Abends die „wilde Frau“ (Ursula Obleitner) hereinschneit, nehmen die fünf Männer die stumme Person als Haushaltshilfe und reglose Sexgespielin in ihrer Blockhütte auf. Darüber entzündet sich ein Streit mit blutigem Ausgang. Die karge,



„Der Weibsteufel“
Foto: cinema.de



„Die wilde Frau“
Foto: Shotscreen Albrich

gut gespielte Verfilmung von 1987 in der Seebach-Hütte in Uderns/Zillertal mit Peter Kluibenschädl (Hias), Karl Obleitner (Much), Josef Pittl (Lex), Guntram Brattia (Wendl) und Pepi Grießer (Jogg) wird als „sprödes Kammerstück, auf Dauer etwas harsch“ von der Kritik beschrieben.

Zäh und unbeugsam

„Die Bauernprinzessin“ von Susanne Rasser

Die Emanzipation grüßt ihre Töchter: Die Bauernprinzessin muss nicht mehr so wild und wütend um ihre Selbstbestimmung kämpfen wie die Geierwally. Aber Zähigkeit und Durchsetzungsfreude sind durchaus angesagt und die Kunst des mittleren Managements: Denn die junge Anna Pichler erbt nach dem Unfalltod ihres Vaters den Bergbauernhof und will ihn unter allen Umständen weiterführen. Widerstand kommt von ihrer Mutter Ilse und ihrem Onkel Xaver. Nur die Großmutter, die auf dem Hof sterben will, hält zu ihr.

Um die schwere und anstrengende Arbeit zu bewältigen, engagiert Anna den Bosnier Bogdan als Knecht, in den sie sich später auch verliebt. Gemeinsam bewirtschaften sie erfolgreich den Hof. Die Konflikte, die sie dadurch provoziert, zwingen zur Konfrontation mit der vertrauten Umwelt, der Mutter und mit sich selbst.

Susanne Zankes „Bauernprinzessin“ spielt in Salzburg, doch in der Titelrolle der Anna begeisterte die Tirolerin Sissi Wolf aus Ischgl das Publikum. Roman Knizka ist als Bosnier ein kongenialer Partner, die Südtirolerin Krista Posch verkörpert ihre Mutter Ilse, den intriganten Onkel spielt Günther Maria Halmer, Manuel Witting den (Ex-)Freund Peter, Daniel Keberle den Gerhard und als lakonische Lebens erfahrene Oma Burgi brilliert Erni Mangold. Der moderne Heimatfilm (ORF/BR) war

derart erfolgreich, dass zwischen 2004 und 2009 drei abendfüllende Folgen „mit Spannung, Zerrissenheit, Leidenschaft und Romantik“ entstanden. Im Laufe der Jahre gibt Wolf „eine härtere, reifere Anna“ und Knizka „einen selbstbewussten und entschlossenen Bogdan“, der den Hof verließ und als Simultan-Dolmetscher Karriere machte. Die Drei-Weiber-Wirtschaft mit Mutter Ilse, Oma Burgi und Anna meistert den Pichlerhof-Alltag sehr gut, aber immer wieder bringen Bogdan und der Onkel alles aus der Balance. Durch Annas Dickschädel sind erneut Konflikte vorprogrammiert, die nicht zuletzt durch die unverblümt egozentrische Altersweisheit der Oma Burgi gelöst werden.

Kosmische Kräfte

„Die Heilerin“ von Felix Mitterer.

Der Film in zwei Teilen hat die besondere Gabe der Handauflegerin Halfrid Siess aus Hötting zum Inhalt, die mehr als 30.000 Menschen behandelt und kuriert hat. Im Film heißt „die Heilerin“ Halfried Seelig und verfügte, ebenso wie das reale Vorbild, schon als Kind über außergewöhnliche Fähigkeiten – übersinnliche Wahrnehmungen und die Kraft heilender Gedanken. Doch sehr lange Zeit macht sie keinen Gebrauch von ihrer Begabung, schon deshalb, weil ihr Mann Rudi als Schulmediziner wenig davon hält. Als die betagte Halfried dann eines Tages doch einen Mann Kraft ihrer Hände heilt, verbreitet



„Die Bauernprinzessin“
Foto: ORF



„Die Heilerin“
Foto: ORF

sich die Nachricht schnell. In dieser Geschichte um drei Frauen, Schulmedizin, Alternativmedizin und Wunderkräfte verkörperte Ruth Drexel zum ersten Mal 2005 die Heilerin, der 2. Teil wurde 2008 ausgestrahlt, insgesamt sahen den Fernsehfilm über acht Millionen Menschen. Halfrieds Tochter Marion, gespielt von Geno Lechner, die nach einer glücklosen Ehe die Ordination ihres Vaters Rudi (Branko Samarovski) übernehmen will, lehnt die Methoden der Mutter ebenfalls entschieden ab. Umso mehr als sie bemerkt, dass ihre pubertierende Tochter Laura (gespielt von Lea Kurka) die Fähigkeiten der heilenden Großmutter geerbt hat. Gedreht wurde nicht in Tirol, sondern in der Region Bad Goisern und Hallstatt, der spirituelle, ein wenig unheimliche Film, steht und fällt mit der schauspielerischen Glanzleistung der unvergessenen Ruth Drexel (+2009). Auch weitere Rollen sind bestens besetzt mit Erni Mangold, Elisabeth Orth, Cornelius Obonya, Fini Bloeb, Rainer Egger und Harald Windisch.

Vier Spuren im Schnee

„Mario“ von Günter Peis.

In der 12-teiligen Fernsehserie „Mario“ wurde die Schiweltmeisterin und Olympionikin Dagmar

Rom cineastisch verewigt. Sie und ihr Sohn Mario sind gemeinsam mit Hund „Trux(i)“ die Titelfiguren der kultigen Fernsehserie „Mario“, die 1963 im Kühtai gedreht wurde: Die Familie Brandtner – Dagmar, Mario und Vater Schorsch (gespielt von Georg Moser und Hermann Kirchner) – ist naturgemäß sehr sportlich, erlebt viele Abenteuer und fährt äußerst gekonnt Schi, und das alles vor der fantastischen Naturkulisse der Tiroler Alpen. Lange bevor Cine Tirol unser Land als Drehort bekannt machte, begeisterte der Blondschoopf Mario, der mit seiner Mutter Dagmar den Schilehrern davon wedelte, eine ganze Generation von Kindern und Eltern, die ihren Idolen auf der Piste nacheifern wollten. Dagmar Roms hohe Popularität brachte ihr auch eine Hauptrolle in Harald Rinis Film „Nacht am Mont Blanc“ an der Seite von Dietmar Schönherr und Oskar Sima ein.

Mutter Courage am Berg

„Die Wilderin“ nach Wilhelm Hofer

Der Zillertalerin Elisabeth Lackner, genannt die „Floittenschlagstaude“, setzten Paul Rose und Jonas Julian Köck ein cineastisches Denkmal: mit dokumentarischen Elementen und dramatisierten Szenen. Die mutige Frau, um die sich viele Legenden ranken, wurde 1845 im Zillertal geboren. „Staude“ wurde sie genannt, weil sie groß, dünn und zäh war wie eine Haselnussstaude. Ihr Vater lehrte sie von klein auf den Umgang mit der Flinte und nahm sie zum Wildern mit. Das Wildern war es auch, das ihr und ihren Kindern das Überleben



„Mario“

Foto: Shotscreen Albrich/Pidax

sicherte. Sie führte die Jäger und die Jagdaufseher immer wieder hinters Licht und auch Gefängnisstrafen konnten sie nicht abschrecken. Sie war eine starke, selbstbewusste Frau, die nach dem Tod ihres Mannes auf dem Floitenschlag, einer Hütte auf 1436 m Seehöhe oberhalb von Ginzling, mit ihren neun Kindern ihr Dasein fristete. Sie musste ungemein harte Schicksalsschläge verkraften: Drei Kinder starben an Diphtherie, eines an einer unbekanntem Seuche, ein Bub stürzte den Berg hinunter und die acht Tage alte Maria fiel aus dem Kinderbett und wurde von der Ferkelsau gefressen. Trotz allem blieb sie Lebens bejahend und man erzählt sich heute noch am Stammtisch, dass die attraktive Frau amourösen Abenteuern nicht abgeneigt gewesen sei. Im Alter waren ihr die Bedingungen auf der Hütte zu hart, 1912 verkaufte sie den „Floitenschlag“ und zog mit den letzten zwei noch lebenden Kindern ins Tal, wo sie 1921 total verarmt starb. Der Film spürt dem Leben dieser charismatischen, bauernschlau und faszinierenden Frau nach. Luka Oberhammer verkörpert die Wilderin, Julia Gschnitzer agiert als Erzählerin.

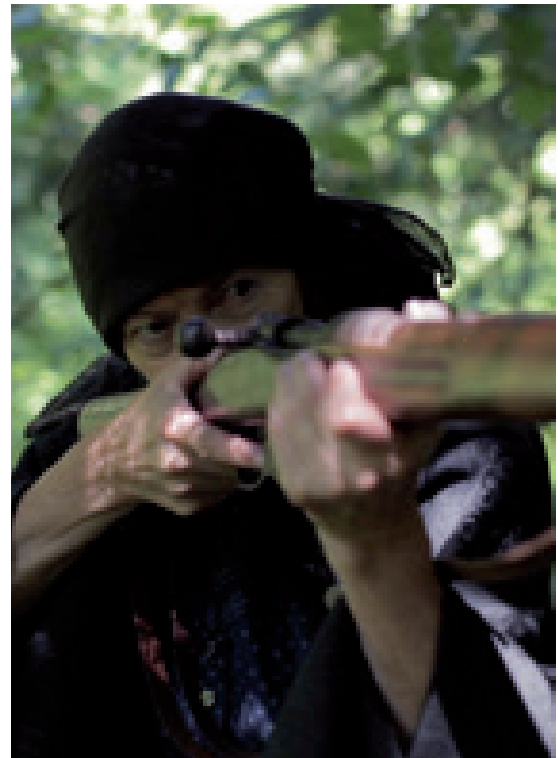
Auf der Suche nach Heimat

„Home is Here“ von Tereza Kotyk

Der Spielfilm „Home is Here“ hatte im November 2015 auf dem Black Nights Film Festival in Tallinn seine Weltpremiere. Es geht um eine ungewöhnliche Beziehung, die zwei Menschen den Weg zu sich selbst zeigt: Die junge orientierungslose Hannah (Anna Aström) wohnt vorübergehend bei ihrer Mutter und dem kleinen Bruder im Olympischen Dorf in Innsbruck. Eines Tages bricht sie bei dem Finanzberater Max (Stipe Erceg) ein, der allein in einer modernen Villa lebt. Immer wieder erkundet sie heimlich das kühl wirkende Haus bis Max kleine Veränderungen bemerkt. Er lässt sich auf diese spielerische Kommunikation mit Hannah ein, im Laufe derer beide erkennen, dass es im Leben nicht um die Suche nach einem bestimmten Ort oder einer Beziehung geht, sondern darum, dass man sein Zuhause nur bei sich selbst finden kann: „Home is Here“.

Beide haben in ihrem Umfeld keine wirkliche Kommunikation, weil Hannah als Emigrantin mit der Familie nur in der „Muttersprache“ reden könnte, die sie aber kaum mehr beherrscht, weil sie sie nur als Kind gesprochen hat. Sie könnte also nur auf Deutsch ihr Innerstes ausdrücken, und somit ist der Alltag mit ihrer Familie auf Banales reduziert. Max hingegen lebt vor allem in seinem Beruf in einer Welt der ritualisierten Sprache, die keine wirkliche Nähe entstehen lässt. Hannah und Max haben ähnliche Sehnsüchte und finden am Ende zu ihrem jeweils persönlichen Zuhause. In weiteren Rollen sind Johannes Gabl, Tobias Steixner, Almut Mölk, Dana Novák Pesková und Petra Buckova zu sehen.

„‘Home is here’ ist eine kleine und doch große Geschichte, eine subtile, reduzierte Liebesgeschichte und zugleich eine universale Erzählung über die Einsamkeit des Einzelnen in der modernen Gesellschaft“, erklärt die Tiroler Drehbuchautorin und Regisseurin Tereza Kotyk.



„Die Wilderin“

Foto: Prod. Paul Rose/Julian Köck



„Home is here“

Foto: Elsa Okazaki KGP



*Andrea Bischof vor ihrer Arkade „Himmelszelt“, 2016, Stadtpark Schwaz
Foto: Edith Schlocker*

PORTRÄT: MALEN ALS PROTEST GEGEN DIE WELT

Die Schwazer Künstlerin Andrea Bischof

Edith Schlocker

„In Wien bin i z'haus und in Schwaz bin i dahoam“, sagt Andrea Bischof und lacht aus vollem Herzen. Mit ihrer Kunst der oft brutalen Realität eine von Farben dominierte andere Wirklichkeit gegenüberzustellen, ist das Anliegen der leidenschaftlichen Malerin.

Andrea Bischof lebt zwar seit vielen Jahren in Wien und das möchte die 54-Jährige auch nicht ändern. Zu gern gehe sie in die großen Theater oder in die Oper, zu viele „tolle Menschen“ gehören zu ihren Wiener Freunden. Was aber nicht heißt, dass sie nicht regelmäßig gern auf Zeit nach Schwaz zurückkehrt, wo sie alles an ihre schöne Kindheit erinnert. An das Gefühl von Freiheit in der geruhsamen Kleinstadt, hineingeboren in eine liebevolle, tolerante und für Ideen immer offene Familie gemeinsam mit einer jüngeren Schwester und einem älteren Bruder. Sie sind beide in Tirol geblieben und schlagen interessensmäßig mehr dem Vater nach, der Steuerberater war.

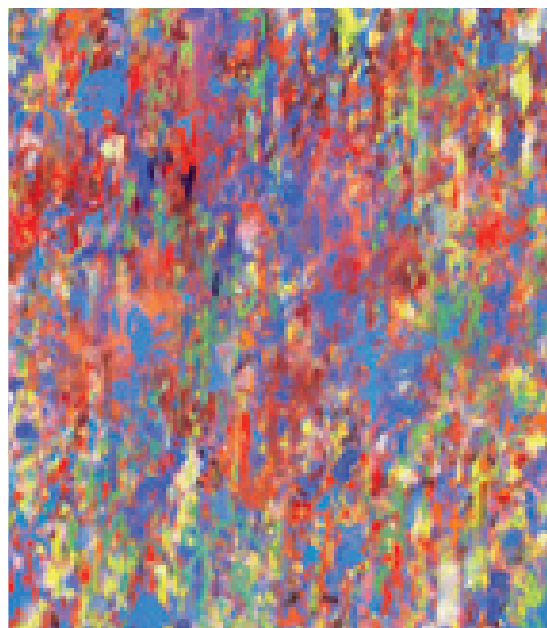
Was allerdings nicht bedeuten soll, dass in der Familie Bischof die Kunst keine Rolle gespielt hätte. Besonders der Vater ihrer Mutter, die aus Düsseldorf stammte, sei ein höchst kreativer Schaufensterdekorateur gewesen, erinnert sich Andrea Bischof, der seinen ganzen Fundus zuhause aufbewahrt hat, was sie als Kind unheimlich spannend gefunden habe. Und sie habe alle diese Dinge und Materialien schon als kleines Kind verwenden, ausprobieren dürfen. Die besten Pinsel genauso wie die teuersten Aquarellfarben und Papiere. Ihr anderer Großvater, Benno Bischof, ist zwar schon vor ihrer Geburt am 2. Juni 1963 gestorben, seine künstlerische Ader scheint der Gründer der legendären Schnitzschule von Elbigenalp aber exklusiv ihr vererbt zu haben.

Musik oder Kunst ...

Dass sie nicht wie ihre Geschwister Jus oder Wirtschaft studieren will, war Andrea Bischof schon in ihrer Zeit im Musisch-Pädagogischen-Realgymnasium klar. Die Entscheidung zwischen der Musik und der Bildenden Kunst war allerdings alles andere als leicht. Um sich letztlich doch für das Studium der Malerei bzw. Kunsterziehung am Salzburger Mozarteum zu entscheiden, wo Peter Prandstetter und Roland Franz ihre Lehrer waren. „Die Eltern waren bezüglich meiner Entscheidung gelinde gesagt schon etwas besorgt“, lacht die Künstlerin im Rückblick, und die Mutter von zwei

inzwischen fast erwachsenen Söhnen kann das heute sehr gut verstehen. Als sie aber gesehen hätten, dass alle ihre rationalen Argumente nichts fruchten, haben sie ihre Tochter in ihrer Entscheidung sehr bestärkt und tatkräftig unterstützt. Genauso wie ihre Geschwister, die ihr, wenn sie einmal überhaupt kein Geld gehabt hätte, ein Bild abgekauft haben. Sehr zur Freude von beiden.

Unterrichtet hat Andrea Bischof nie, obwohl die Kunsterziehung sicher ein „schöner Beruf“ sei, allerdings keiner für sie. Gehe es ihr einfach nur dann wirklich gut, wenn sie viel Zeit zum Malen habe. Nach Abschluss ihres Studiums ist Bischof nach Wien übersiedelt. Brauche sie doch eine anregende größere Szene, die Auseinandersetzung mit interessanten Kollegen, den Besuch wichtiger Ausstellungen und großer Museen sowie ganz pragmatisch nicht zuletzt auch die potentielle Käuferschicht der Großstadt. In Wien Fuß zu fassen, sei natürlich ein Sprung ins kalte Wasser gewesen, sagt Andrea Bischof. Neben



„Pulsation (Akkord)“, 2016, Öl auf Leinwand, 155 x 140 cm (Ausschnitt)

Foto: Eva Würdinger

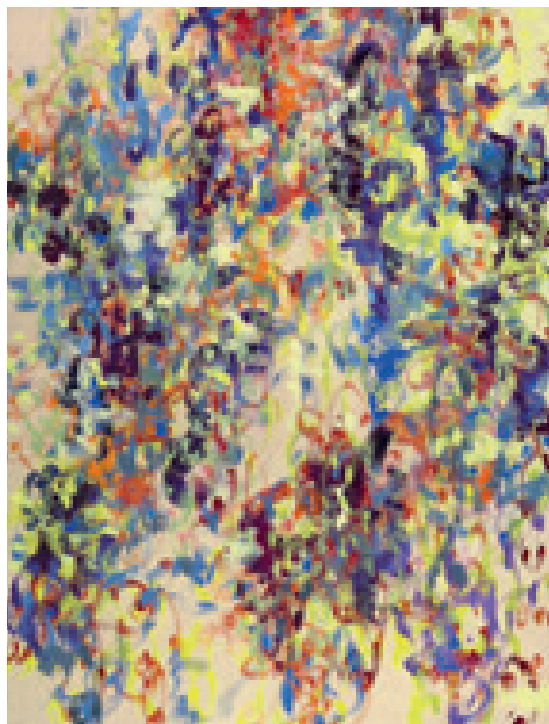
anderen Interessensverbänden für Bildende Künstler sei in diesen frühen Jahren die „Tiroler Künstlerschaft“ immer eine wichtige Quelle gewesen, um über Wettbewerbe, Stipendien oder Ausschreibungen informiert zu werden. Müsse man als Künstlerin am freien Markt doch sehr rührig, immer aktiv sein, „denn von selbst geht nichts“. Als großes Glück empfindet sie noch heute ihr Zusammentreffen mit dem Wiener Galeristen Peter Lindner, der ihr bereits 1992 eine große Einzelausstellung gewidmet hat, der mit den Jahren einige weitere folgen sollten. So lange ihre Bilder sehr ruhig und monochrom waren und in ihrer minimalistischen Poesie – noch – einigermaßen in Lindners galeriearisches Konzept gepasst haben.

Die Lust am Kunst-Machen

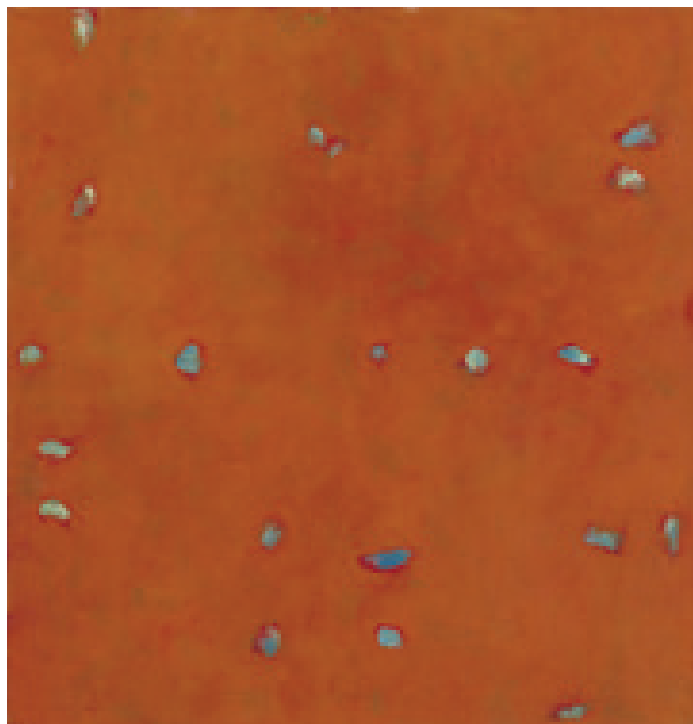
In ihren ersten Jahren als freie Künstlerin habe sie wirtschaftlich nur durch die Hilfe ihres Vaters überleben können, gibt Bischof zu. Zweifel, ob der von ihr eingeschlagene Weg der richtige sei, hätten sie dennoch nie befallen. Sosehr war sie von ihrem Tun überzeugt, zu sehr erfüllt von der unbändigen Lust am Kunst-Machen. Eine Leidenschaft, die sich mit den Jahren eher noch verstärkt hat, wie Andrea Bischof sagt. Dabei geht es immer um das Finden von Farben, was anfangs ganz ruhig passiert ist, später immer aufgewühlter und expressiver. Thema war und

ist ausschließlich die pure Malerei, zelebriert in vielen Schichten, verdichtet zu komplexen Farbräumen. Wobei das Darunter oft gar nicht sichtbar, aber spürbar sein muss. Anfangs geheimnisvoll vergraben unter monochromen farbigen Strukturen, um mit den Jahren immer freier in großen Farbmeeren zu surfen. Wobei es in den Bildern von Andrea Bischof weder einen Vorder- noch Hintergrund und kein eigentliches Zentrum gibt. Die Bilder sind wie kleine Ausschnitte, die ins Unendliche fortgesetzt werden könnten, in der Bildfläche genauso wie in eine imaginäre dritte Dimension.

Etwas Konkretes abzubilden ist das Anliegen von Andrea Bischof nicht. „Obwohl in meinen Bildern alles drinnen ist, die Natur genauso wie der Mensch oder die Politik,“ so die Künstlerin. Allerdings komprimiert zu Extrakten des Realen, die allein emotional fassbar sind. Und das von jedem Betrachter anders, abhängig von seiner persönlichen Verfasstheit und Geschichte. „Für mich ist die Malerei so etwas wie ein Protest gegen die Gewalt, die Brutalität, die zunehmende Verrohung unserer Welt“, sagt Andrea Bischof, „ist das, was die Menschen auch können. Das Warme, das Offene, letztlich das Schöne, das allerdings nie oberflächlich oder verharmlosend sein darf, sondern in die Tiefe gehen muss.“ Um auf diese Weise die Parallele zur Musik zu ziehen, die im besten Fall auch in der Lage sei, an das Existenzielle zu rühren. Um dem geschockten oder zutiefst verunsicherten Menschen von heute eine poetische Gegenwelt anzubieten, die sich durch Ruhe und Kontemplation, Leichtigkeit, aber auch Humor auszeichnet. „Das ist meine Rolle in der Kunst“, sagt Bischof, und es ist ihr egal, dass sie damit aktuellen Kunstmoden so gar nicht entspricht.



„Pulsation (Garten)“, 2012, Öl auf Leinwand,
200 x 140 cm (Ausschnitt)
Foto: Eva Würdinger



„Code“, 2001, Öl auf Leinwand, 50 x 50 cm
Foto: Andrea Bischof

Die Malerei ist Andrea Bischofs liebste Technik. Ausflüge in Medien wie Fotografie oder Video hat sie nie unternommen, so sehr sie diese Mittel des Ausdrucks auch schätzt. Aber es sei halt nicht ihr Weg. Um sich selbst darüber zu wundern, dass ihr beim Malen die Ideen nie ausgehen. Wenn sie ein Bild male, würden sich daraus hundert andere ergeben, sagt die Künstlerin. Da gingen ständig neue Wege auf, die alle zu gehen, 24 Stunden täglich zu wenig seien. Erzählt Andreas Bischof davon, wie sie ein Zitronengelb neben ein Blau setzt und dem Leuchten, das da und dort entsteht, auf das es mit wieder einer anderen Farbe zu reagieren gilt, bekommen ihre Augen einen ganz speziellen Glanz, bekommt ihre Stimme einen eigenartigen Ton. Und man spürt intuitiv, welche Leidenschaft das Machen von Kunst bedeutend muss, wenn schon das Sprechen über dieses so viele Emotionen freisetzt.

Beginnt Andrea Bischof mit dem Malen eines Bildes, hat sie zwar eine Vision, in welche Richtung es gehen soll, um sich aber trotzdem lustvoll dem Prozess auszuliefern, der sich durch das Tun ergibt. Bedingt durch die ganz eigene Sprache der Malerei, auf die es zu reagieren gelte, einmal ganz locker, dann wieder voll Kraft. Unterbrochen durch Zeiten des Wartens und Schauens. Wie sich ein Bild entwickelt, habe allerdings weniger mit momentanen Stimmungen zu tun bzw. damit, ob es heute gerade düster ist oder sie etwas erfreut hat. Sie selbst müsse eigentlich aus dem Bild draußen bleiben, meint Andrea Bischof, was natürlich leichter gesagt als getan sei. Eine gewisse Strenge sei beim Malen schon wichtig, das Einhalten eines Konzepts, male sie an einem ihrer Großformate doch rund einen Monat lang und das meist an mehreren parallel. Was den Vorteil habe, ausweichen zu können, wenn man gerade nicht weiter weiß.

Zu groß kann Andrea Bischof ein Format kaum sein. Um es mit abstrakten Strukturen zu füllen, die einsam dahinsurfen oder sich fröhlich zu Knäueln verbinden. Bisweilen auch zu ganz dichten, kraftvoll pulsierenden Flächen, die aus den aus bis zu zehn Farbschichten gebauten Untergründen an die Oberfläche drängen und bisweilen vage durchaus Spuren von Assoziativem erkennen lassen. Es gibt ganz helle, fast durchsichtig pastellige Bilder genauso wie sehr dunkle, geheimnisvoll nächtliche. Alle diese Facetten durchzuspielen, ist das Anliegen der Künstlerin, aufzuzeigen, was das eine und das andere kann, durchdekliniert in sämtlichen Varianten.

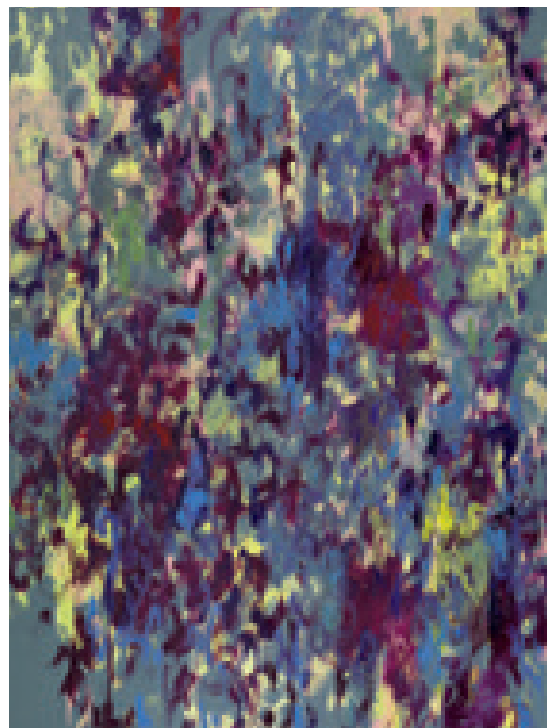
Experimente müssen sein ...

Grafische Momente blitzen besonders bei ihren auf Seidenpapier gemalten Arbeiten immer wieder durch. Hier begibt sich die Künstlerin ganz bewusst auf Glatteis, ist ihr Tun experimenteller, spielerischer, geht es um das Ausprobieren von Neuem, das sich in besten Fall in ihre Malerei auf Leinwand transformieren lässt. Wenn Bischof etwa Löcher in Seidenpapiere brennt oder mit dem Faden stickend Mäander „zeichnet“. Spielend mit Licht und Schatten, unterschiedlichen haptischen Qualitäten, während die Farbe hier nur eine sehr kleine Nebenrolle spielt. Die Zartheit des Papiers reize sie da,



„Linien“, 2012, Aquarellfarbe auf Seidenpapier, 100 x 75 cm (Ausschnitt)

Foto: Andrea Bischof



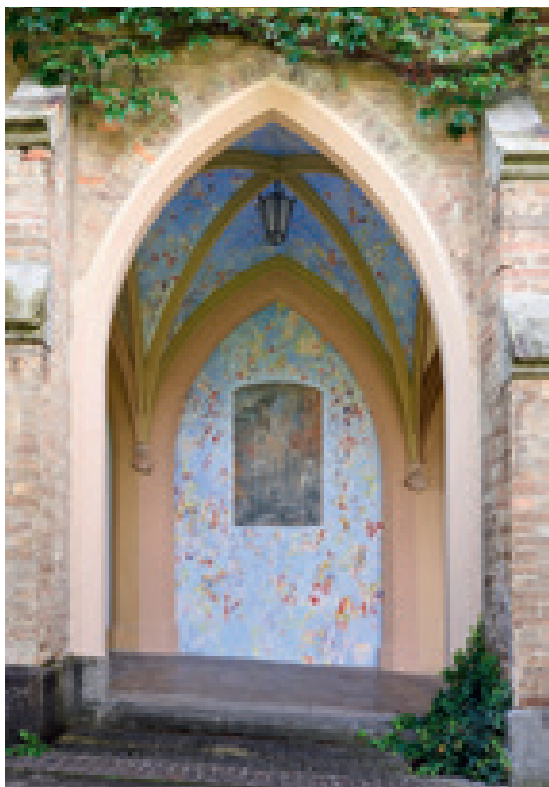
„Pulsation (Nord Nord Ost)“, 2012, Öl auf Leinwand, 155 x 140 cm (Ausschnitt)

Foto: Eva Würdinger

seine Fragilität, seine Verletzlichkeit, die Konzentration, die dieses Tun erfordert, das keinerlei Korrekturen zulässt.

Andrea Bischof ist eine sehr disziplinierte Kunst-Arbeiterin. Wenn es irgendwie geht, malt sie jeden Vormittag zwischen acht und zwölf Uhr in ihrem Atelier im 20. Wiener Gemeindebezirk, das idealerweise direkt neben ihrer Wohnung liegt. Den Bürokras erledigt sie am frühen Nachmittag, bevor es etwa um 17 Uhr wieder ans Malen geht. Sie brauche eine gewisse Struktur in ihrem Leben, gesteht die Künstlerin, ein gewisses Pensum an Arbeitsstunden, um das, was sie sich vorgenommen habe, auch umsetzen zu können.

Ihre beiden Söhne – inzwischen 19 und 17 Jahre alt – wohnen noch bei ihrer malenden Mutter. Um Familie und Beruf unter einen Nenner zu bringen, müsse man schon sehr konsequent sein, sagt Bischof, wegen der Karriere auf Familie zu verzichten, sei für sie allerdings nie in Frage gekommen. Gezweifelt, ob das funktionieren kann, habe sie aber schon. Hätte es ihr früher doch große Angst gemacht, wenn sie miterleben musste, wie hoffnungsvolle Kolleginnen, sobald sie Kinder gehabt haben, ihre Arbeit komplett vernachlässigt hätten. Bis sie zur Erkenntnis gekommen sei, Dinge, die einem wichtig sind,



Arkade Stadtpark Schwaz

Foto: Edith Schlocker

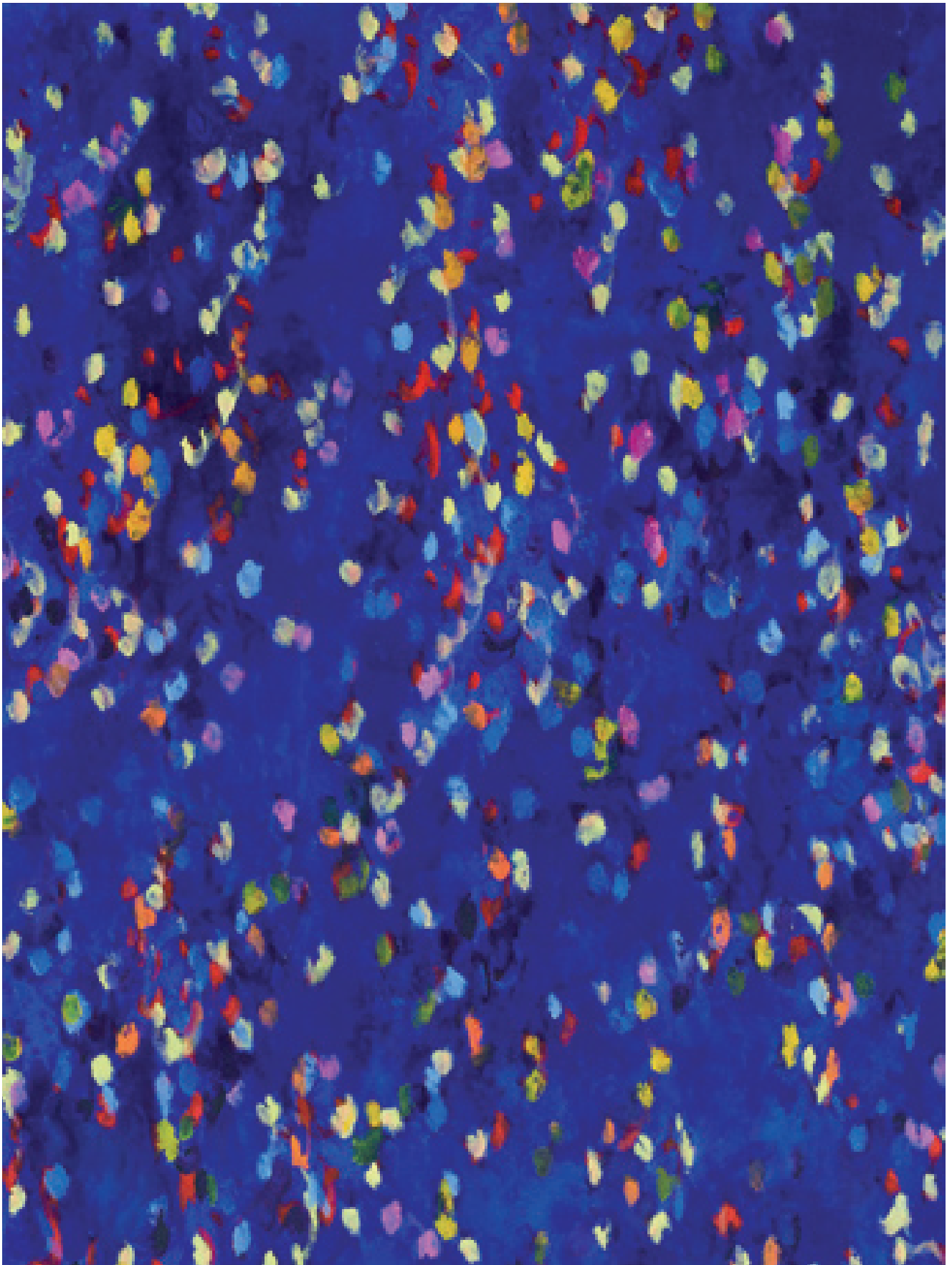
nicht gegeneinander auszuspielen. Wobei ihr immer klar gewesen sei, dass sie, wenn sie ihrer Kunst wegen auf Kinder verzichten würde, früher oder später anfangen würde, ihre Kunst zu hassen und umgekehrt. Wirklich gute Kindermädchen hätten ihr geholfen, die ersten schwierigen Jahre mit den Buben zu bewältigen. Ihr Mann, von dem sie sich inzwischen getrennt hat, habe ebenfalls seinen Teil beigetragen, der Großteil, den Alltag mit den Kindern zu bewältigen, sei allerdings schon an ihr hängen geblieben.

Von ihrer Kunst leben können hat Andrea Bischof bereits nach wenigen Jahren. Durch Ausstellungen und Verkäufe in mehreren Galerien oder regelmäßige Ankäufe durch die öffentliche Hand wie das Land Tirol, die Stadt Schwaz, den Bund, die Stadt Wien, aber auch durch viel Eigeninitiative, indem sie Menschen in ihr Atelier einlädt, potente Firmen und beratende Kuratoren für ihre Kunst zu begeistern versucht. „Man muss die Menschen finden, mit denen man kann und die auf deine Kunst setzen“, bringt es Andrea Bischof auf einen ganz einfachen Nenner. Wirtschaftlich über die Runden zu kommen sei allerdings alles andere als einfach, wäre doch die Konkurrenz an hungrigen Kollegen riesig, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Kunst sammelnden Banken in den letzten Jahren komplett weggebrochen seien. Um „gottseidank“ trotz allem nicht von Existenzängsten geplagt zu werden.

Die künstlerische Freiheit steht im Vordergrund

Ihr Wunsch, in einer der österreichischen Top-Galerien unterzukommen, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Einen Knebel-Vertrag zu unterschreiben, sei sie nie bereit gewesen, „da war mir meine künstlerische Freiheit wichtiger“. Sei sie doch nicht Künstlerin geworden, um das tun zu müssen, was ihr jemand anderer diktiert. „Ein Shootingstar werde ich wohl nicht mehr werden, das ist klar“, lacht Bischof, das sei ihr aber auch egal. Davon, ein bisschen mehr im Ausland auszustellen, hat die Künstlerin aber nicht aufgehört zu träumen. Eine Ausstellung in Deutschland ist in Aussicht, alte Kontakte in den USA versucht sie zu reanimieren.

Andrea Bischofs jüngste Arbeit hat sie in ihrer Heimatstadt Schwaz realisiert. Wo sie auf Einladung der Stadt eine neugotische Arkade im Stadtpark ausgemalt hat. Mit einem ultramarinblauen „Himmelszelt“, das sie rund um eine verblasste Bildtafel mit einer Auferstehungsszene aus dem späten 19. Jahrhundert aufgeschlagen hat. Ursprünglich hätte Bischof nur die Wand rund um das alte Bild gestalten sollen, auf ihren Vorschlag durfte sie auch den „Himmel“ der Arkade in ihr Konzept einbeziehen. Um diese in einen wunderbar luftigen, sich virtuell ins Unendliche öffnenden Illusionsraum zu verwandeln. Bevölkert von undefinierbaren Wesen, die hier herumschwirren, aus dem „Himmel“ auf- oder abtauchen, während die Kreuzrippen des Gewölbes von Sätzen flankiert werden, die Schwazer Widerstandskämpfern gegen das NS-Regime genauso wie Euthanasieopfern und allen Frauen, Männern und Kindern gewidmet sind, die unter Gewaltherrschaft leiden oder gelitten haben.



*„Pulsation # 30 (Licht)“, 2012, Öl auf Leinwand, 155 x 140 cm
Foto: Eva Würdinger*



*ostwestclub Vorstand
Foto: Damian Pertoll*

EIN AUSTAUSCH ZWISCHEN SÜDTIROL UND DEM REST DER WELT - NORD-SÜD IM OST-WEST UND DARÜBER HINAUS

Kulturgestalterinnen und Künstlerinnen in Südtirol

Florentine Prantl

Der ost west *club* est ovest in Meran ist das Kultur- und Kommunikationszentrum, das jede Stadt braucht, das Lokal mit Bar, Ausstellungsraum und Bühne, das Kulturinteressierte in jeder Stadt suchen. Der ost west *club* est ovest soll als Beispiel für grenzüberschreitende Arbeit zwischen Nord- und Südtirol und darüber hinaus genannt werden. Der ost west *club* est ovest ist ein „Austauschplatz für Meran und den Rest der Welt“.

Das Team des Clubs besteht Großteils aus ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Das Team des Clubs organisiert jedes Jahr bis zu 160 Veranstaltungen und zahlreiche Projekte. Das Programm des Clubs soll „alle kulturell und politisch aufgeschlossenen Menschen, unabhängig von Weltanschauung, Sprachgruppe und Nationalität“ ansprechen. (Darstellung auf der Homepage www.ostwest.it) Es gelingt dem Team des Clubs durch jahrelange nachhaltige konsequente Arbeit auf eine stetig wachsende Mitgliederzahl zu kommen, Menschen unterschiedlicher Kulturen zusammenzubringen, die Sprachgruppen Südtirols in einem kreativen Raum zu vereinen, Räume zu schaffen, um neue Ideen zu entwickeln, Möglichkeiten zu bieten, Ideen umzusetzen. Innerhalb und außerhalb des Clublokals in der Altstadt Merans, werden in Kooperation mit anderen Vereinen und Institutionen Projekte organisiert und realisiert. Kunst Meran, die ES Gallery, Integration Rock, die Kulturinitiative Feuerwerk, Pro Vita Alpina, die SAAV – Südtiroler Autorinnen und Autoren Vereinigung, sind nur ein paar der Partner.

Den Club im Zentrum der Stadt Meran gibt es seit fast 35 Jahren – Der Club hieß bei seiner Gründung vor 35 Jahren „Verein für ein Jugend- und Kommunikationszentrum, Meran“; seit 20 Jahren hat er seinen Sitz im Zentrum der Stadt, im Meraner Steinachviertel. Im Dezember ist ein Buch darüber erschienen. Zahlreiche Projekte sind darin vorgestellt worden. Es geht darum gesellschaftspolitisches Denken zu ermöglichen, einen Gedankenaustausch zu pflegen, das eigene Urteilsvermögen zu schärfen, es geht darum gemeinsam kreative Formen des Zusammenlebens zu entwickeln, Anregungen für Projekte zu geben, positive Beispiele aufzuzeigen, es geht aber auch um gemeinsames reden, spielen, tanzen, lachen,

diskutieren, essen, trinken und streiten. Die Arbeit der Menschen, die den Club mit Kunst, Kultur und Leben füllen, lässt sich aber auch in einem Buch nicht wirklich beschreiben. Die müssen kennengelernt werden. Hier der Versuch euch ein paar davon vorzustellen.

Sonja Steger ist Künstlerin, sie schreibt Gedichte, hat zwei wunderschöne Büchlein herausgebracht. Sonja Steger ist Publizistin, sie schreibt Texte, hat vier wunderbare Bücher über Südtiroler Kulturmenschen herausgebracht. Sonja



Sabine Auer und Sonja Steger

Foto: Bruno Schlatter

Steger ist Journalistin, sie macht Fotos und schreibt für verschiedene Südtiroler Medien. Sonja Steger hat ein Pseudonym. Sonja Steger ist Kulturfrau, sie ist immer unterwegs und auf der Suche nach Neuem. Sie ist eine Kreative, die sich für Kreative einsetzt, hat Ideen, die sie umsetzt. Sie ist Teamworkerin und holt sich die passenden Menschen dazu, um ihre Ideen umzusetzen. Sonja Steger ist die Obfrau von Pro Vita Alpina Österreich, sie ist Botschafterin des „Freistaat Burgstein“, sie organisiert grenzüberschreitende Kunstprojekte. Sonja Steger ist im Vorstand des Kultur und Kommunikationszentrums ost west club. Hier ist sie zuständig für den Bereich Wort. Sie ist bezeichnender Weise Schriftführerin des Kulturvereins, konzipiert und organisiert das Literaturprogramm. Das vielfältige Konzept besteht aus einem Veranstaltungsprogramm mit Literatur, Musik und Poesie und aus der Erstellung und Herausgabe von Publikationen.

Das vissidarte-Team

Die Kunst- und Kulturzeitschrift *vissidarte*, die Zeitschrift für Kunst, Gesellschaft und kulturelle Angelegenheiten. Südtirol. wird von Sonja Steger und Katharina Hohenstein herausgegeben. Die Zeitschrift erscheint einmal jährlich dreisprachig, sie bringt Interviews mit Kulturschaffenden, zeigt Portraits von KünstlerInnen, stellt Kunstprojekte vor. Jedes Jahr steht die vis-

sidarte unter einem anderen Schwerpunktthema zu dem künstlerische Statements unterschiedlicher Art gesammelt werden. Die vielfältige teils sozialkritische, teils politische und immer kreative Auseinandersetzung mit einem Thema von unterschiedlichen Menschen, die eingeladen werden Beiträge zu gestalten, macht die *vissidarte* immer wieder neu, immer wieder spannend, immer wieder überraschend, immer wieder gut. Die *vissidarte* wird kostenfrei verteilt und liegt in verschiedenen kulturellen Einrichtungen zur Mitnahme auf.

Katharina Hohenstein ist Journalistin und Publizistin, sie ist seit vielen Jahren aktiv im Südtiroler Kulturgesehen. Katharina Hohenstein macht Interviews mit Kreativen, sie beherrscht es perfekt, die Worte, die sie hört, in schöne Sätze zu verpacken. Katharina Hohenstein organisiert Veranstaltungen und arbeitet spartenübergreifend und grenzüberschreitend. Katharina lebt in einer Grenzregion zwischen Österreich, Schweiz und Italien, ihr Lebensmittelpunkt ist das Südtiroler Vinschgau, wo sie mit einem Bildhauer lebt und sich für die Kulturlandschaft einsetzt. Katharina Hohenstein schreibt für die lokale Presse und veröffentlicht international.

Die dritte im *vissidarte* Team ist Andrea Dürr. Sie ist Grafikerin und arbeitet an verschiedenen Projekten im ost west club mit. Andrea Dürr arbeitet im Team des Clubs unter anderem am Projekt „Photonights“. Andrea Dürr betreibt ein Werbe- und Grafikbüro in Meran. Sie macht die Grafik für zahlreiche Kulturpublikationen. Andrea Dürr ist loladesign. Andrea Dürr schreibt Werbetexte für Firmen und gibt Kurse für Grafik und Design. Andrea Dürr ist eine aus Deutschland zugereiste, sie ist seit 2003 in Meran. Andrea Dürr mag Dinge, die erst auf den zweiten Blick ihre Schönheit entfalten.



Vissidarte Team
Foto: Anna Gruber

Das Projekt Photonights passt dazu und auch wieder nicht. Photonights in Meran ist ein Fotoprojekt mit Präsentation am Abend, wie schon der Titel anklingen lässt. Aus einem reinen Ausstellungskonzept hat sich in den letzten Jahren ein partizipatives Kunstprojekt entwickelt, das den ganzen Sommer dauert. „Teilnehmen können alle kreativen Menschen, egal welcher Altersgruppe, Fotografinnen und Fotografen, Künstlerinnen und Künstlern, Schülerinnen und Schüler, SeniorInnen und ProfessorInnen.“ (Ausschreibungstext) Und die tun es auch. Das Konzept ist jedes Jahr neu, jedes Jahr anders und immer wieder anregend. Die TeilnehmerInnen werden aufgefordert persönliche kreative fotografische Statements zu vorgegebenen Themen abzugeben. Die Präsentation findet dann an ungewöhnlichen Plätzen statt. Das Projekt und die Präsentation übergreifen Grenzen in alle Richtungen.

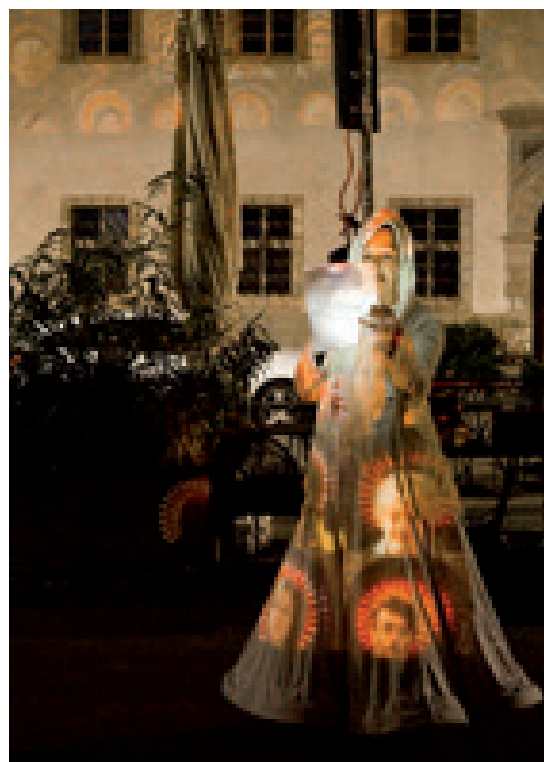
Giorgia Lazzaretto ist ein weiteres Mitglied in Vorstandsteam des ost west club, in der Jury der Photonights, im Kunstteam des Clubs. Giorgia Lazzaretto hat einen Abschluss in Public Relations von der Universität Mailand, im Studium der Volkskunde hat sie einen Master. Giorgia Lazzaretto arbeitete für das Touriseum im Schloss Trauttmansdorff. Zu ihren Aufgaben gehörten Ausstellungsbetreuung, Führungen, Mitarbeit an Publikationen, Übersetzungen und kulturelle Kommunikation. Giorgia Lazzaretto arbeitete im Kunsthaus Meran, hier hatte sie ein ähnliches Tätigkeitsgebiet. Giorgia Lazzaretto hat hier, gemeinsam mit anderen kreativen engagierten Frauen, unter anderem das Projekt „Knit Café“ initiiert.

Urban Knitting in Südtirol, Garn und Wolle als Ausdrucksmittel, Stricken als Kunstform, waren bis dahin nicht üblich in der Südtiroler Kunstszene. Brücken, Bäume und Straßenschilder wurden als Ausdruck für Aufgeschlossenheit gegenüber verschiedenen Kulturen und unterschiedlichen Sprachgruppen eingestrickt. Die Stadt sollte mit verschiedenen Strickprojekten bunter gemacht werden. Das soziale Klima soll symbolisch wärmer werden. Traditionell gepflegte handwerkliche Tätigkeiten sollen mit typisch modernen Ausdrucksformen verbunden werden. Kunst im öffentlichen Raum wird durch die Strickkunst ein leicht verständliches Kommunikationsmittel. Öffentliche Räume werden okkupiert und verändert. Projekte wie dieses organisiert sie zusammen mit Laura Zindaco auch für den ost west club.

Laura Zindaco ist freischaffende Künstlerin. Laura Zindaco lebt mit ihrer Familie in Meran. Nach dem Studium der Discipline delle arti, della musica e dello spettacolo in Bologna, unterrichtet Laura Kunst an einer Mittelschule. Laura Zindacos Leidenschaft liegt im Zeichnen, Fotografieren, im Gestalten mit Stoff, Wolle, Garn und anderen Materialien und in verschiedensten kulturellen Projekten. Laura Zindaco ist im Vorstand des ost west club, sie ist für die grafische Gestaltung des monatlichen Programmfolders verantwortlich und für die Innenraumgestaltung des Clublokals. Laura Zindaco ist zusammen mit Giorgia Lazzaretto die Verantwortliche für das Projekt „skraus cube“ – Kunst in nicht perfekter Volumetrie“.



Miriam Pobitzer
Foto: Sonja Steger



Ursula Beiler
Foto: Laura Zindaco

Ein Cube als Kunst-Raum

„Skraus Cube ist der freie und nicht perfekte Kunst-Raum im ost west club, in dem Künstlerinnen und Künstler im 2-Monats-Takt ausstellen können, ohne Begrenzungen und ohne Kuratierung.“ (Beschreibungstext von der Homepage) Der Ausstellungsraum wird von jungen talentierten Autodidakten ebenso genutzt, wie von etablierten internationalen Künstlerinnen und Künstlern. Ursula Beilers „Grüß Göttin“ und ihre Aurafotografie finden sich ebenso im Ausstellungsprogramm, wie ein Fotoprojekt über die Zerstörung einer kurdischen Region in Syrien, das kids art desaster organisiert im Rahmen der „Sprachspiele/linguaggi in gioco“ und Beiträge von Kunst im öffentlichen Raum im Rahmen des italienweiten „Tag der zeitgenössischen Kunst“, AMACI – Associazione Musei d’Arte Contemporanea Italiani. Der Ausstellungsraum im Club bietet die Möglichkeit der Auseinandersetzung mit Kunst in einem Raum losgelöst von der manchmal sterilen Atmosphäre einer klassischen Galerie.

Bandbreite Literatur

Neben der bildenden Kunst war und ist, wie bereits gesagt, Literatur schon immer eine Säulen im Programm des ost west club. Literaturabende

von und mit Erika Wimmer, Miriam Pobitzer, Jutta Blume mit Musik und Zeit zur Diskussion finden sich im Programm der letzten Monate. Zusätzlich zu den Programmabenden, an denen einmal im Monat eine Autorin oder ein Autor eingeladen ist im Club zu lesen, gibt es einen Buchclub, den BiblioTalk. Der bietet Zeit sich auszutauschen über Bücher, die gelesen wurden, Eindrücke zu vergleichen und Meinungen zu verändern. Es gibt immer wieder Zusammenarbeiten mit Südtiroler Verlagen wie Edizioni alphabeta Verlag, Edition Raetia sowie mit der Buchhandlung Alte Mühle oder dem Tiroler Verlag Bona Editio.

Seit 2015 gibt es ein neues ein neues Literaturformat im ost west club und damit hat sich auch eine neue engagierte Frau im Team eingebracht. Lene Morgenstern moderiert und programmiert den wild wild ost west slam. Einmal im Monat wird ein Poetry Slam im Club veranstaltet. Die Künstlerin Lene Morgenstern hat die Literatur- und Präsentationsform in den letzten Jahren Südtirol etabliert, sie ist in gewisser Weise die Slamkönigin Südtirols, international in der Szene erfolgreich. Lene Morgenstern ist Helene Delazer. Helene Delazer ist Lehrerin für Philosophie und Geschichte. Helene Delazer lacht gerne. Helene Delazer kocht gerne. Helene Delazer schreibt. Helene Delazer ist Lene Morgenstern, die Dichterin, die Poetin, die Performerin. Lene Morgenstern war im Freistaat Burgstein zu Gast. Lene Morgenstern legt Gedichte aus Kaffeesatz. Lene Morgenstern ist mit ihren Texten bei Pro Vita Alpina Projekten vertreten. Lene Morgenstern gibt Unterricht im Poetry Slam, sie leitet Workshops zum Schreiben. Lene ist gut vernetzt in der Slamszene und lädt jeden Monat einen renommierten Gast in den Club.



Lene Morgenstern im Freistaat Burgstein

Foto: Charlotte Kons

Ein anderes ost west club Literaturprojekt ist das oben bereits erwähnte Festival Sprachspiele/linguaggi in gioco. Mit den Partnervereinen SAAV – Südtiroler Autorinnen und Autorenvereinigung und Pro Vita Alpina wird das spartenübergreifende Literaturfestival in Meran, Schenna und Verdins organisiert. Literatur, Musik, Film, bildende Kunst und Performance sind die Kunstsparten, die mit Programm gefüllt werden. Mehrere Tage, an unterschiedlichen Orten und in mehreren Sprachen wird das Programm angeboten. Informationen dazu finden sich auf www.sprachspiele.it. Einer der Schauplätze ist seit 2015 das Atelier der Künstlerin Sabine Auer in Verdins.

Sabine Auer ist Künstlerin und Wirtin aus Leidenschaft und mit Liebe und Energie. Sabine Auer betreibt mit ihrer Familie eine Gästepension mit Künstleratelier. Sabine Auer stellt ihre Arbeiten national und international aus. Sabine Auer arbeitet mit Polaritäten in ihrer Kunst und in ihrer Gästepension. Sie wechselt zwischen Identitäten. In ihren künstlerischen Arbeiten spiegeln sich die oft unbewussten Mechanismen menschlichen Zusammenlebens. Sie bewegt sich in ihrer Arbeitsweise von der Zeichnung zur Installation, von der Malerei zur Fotografie, von der Aktion zum Video. Auch die Zusammenarbeit mit anderen Künstlern ist ein wichtiger Bestandteil in der Arbeit von Sabine Auer. Durch den zwischenmenschlichen Austausch entstehen Dynamiken, die sich in den Arbeiten spiegeln und für andere sichtbar werden. Sabine Auer organisiert Ausstellungen und Workshops in ihrem Atelier. Sabine Auer ist Gastgeberin für KünstlerInnen und Projekte. Die Autorinnen und Autoren des IDI – Internationales Dialektinstitut waren bei ihr ebenso zu Gast, wie die KünstlerInnengruppe Freistaat Burgstein. Sabine lädt befreundete Künstlerinnen und Künstler ein, ihre Gästezimmer zu gestalten und in ihren Räumen zu arbeiten. Bei den Sprachspielen gibt es bei ihr Kunst-Kulinarik und Literatur.

Der ost west club ist bunt, kreativ, anregend, vielfältig und unterhaltsam. Der ost west club ist Literatur, Musik, Diskussion, Spiel, Tanz, bildende Kunst. Im ost west club gibt es viele Frauen und Männer, die ihn bespielen und erlebbar machen. Im ost west club gibt es ein Monatsprogramm mit Ausstellung, Konzerten, Lesungen, Diskussionen, Vorträgen, Filmvorführungen, DJ's, Repair Café, Calcetto Abende, Theaterabende und ein Kinderprogramm. Das Programm ist für alle Mitglieder des Clubs kostenfrei erlebbar. Wie bereits geschrieben ist die Vielfalt der Menschen, die das Leben und die Arbeit im Club gestalten nicht leicht zu beschreiben, sie können aber jederzeit kennengelernt werden.



Florentine Prantl im Atelier Franz Pichler, Meran
Foto: Sonja Steger



skraus Mädels bei der Arbeit
Foto: ost west Archiv



Maria Theresia als Königin von Ungarn.
Foto: BHÖFoto Bunge

„MAJESTÄTISCH“ – WEIBLICHE KUNSTSPUREN IN DER INNSBRUCKER HOFBURG

Viktoria Hammer

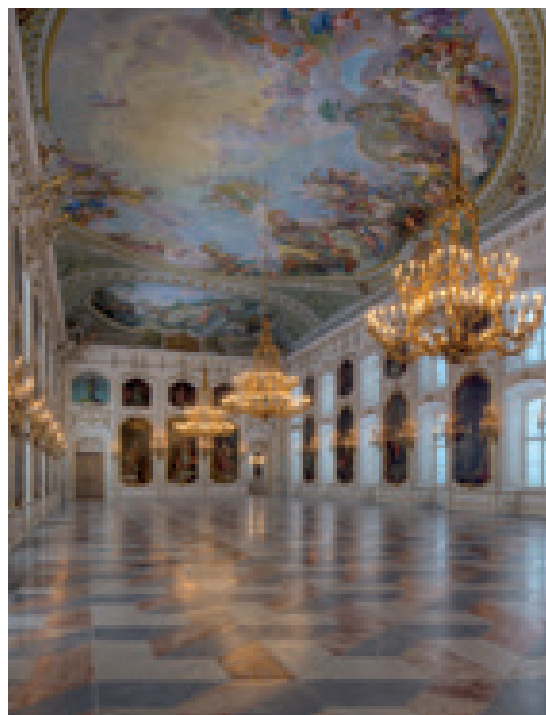
Majestätisch „weibliche“ Kunstspuren im eigentlichen Sinn sind in der Innsbrucker Hofburg nur schwer zu finden. Dies resultiert einerseits daraus, dass es Frauen bis ins 20. Jahrhundert schwer hatten einen künstlerischen Beruf zu ergreifen und andererseits aus ihrem Rollenbild als Ehefrau und Mutter. Dessen ungeachtet haben sich – oder wurden – weibliche Persönlichkeiten wie Maria-Theresia, Erzherzogin Maria Elisabeth und Kaiserin Elisabeth „Sisi“ durch ihren Willen, ihren persönlichen Einsatz oder auch durch die Bewunderung und Verehrung ihrer Person in der Innsbrucker Hofburg verewigt. Wie die Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs belegen, entschied sich Maria Theresia gegen die Meinung ihres Mannes Kaiser Franz I. Stephan von Lothringen und der Minister die Hochzeit ihres dritten Sohnes, des späteren Kaisers Leopold II, mit der spanischen Prinzessin Maria Ludovica, im August 1765 in Innsbruck abzuhalten. Durch diese Entscheidung und die in der Folge stattfindenden Ereignisse wurde nicht nur das Stadtbild von Innsbruck, sondern speziell jenes der Innsbrucker Hofburg dauerhaft geprägt. Am zwölften Tag der Feierlichkeiten verstarb der Gemahl Maria Theresias nach einem Theateraufenthalt am Abend des 18. Augusts 1765 völlig unerwartet. Der plötzliche Tod ihres innig geliebten Mannes traf Maria Theresia bis ins Mark und hatte in der Folge auch Auswirkungen auf die Ausgestaltung der Kaiserappartements. Es ist ein Glücksfall, dass das südliche mariatheresianische Appartement als Gesamtkunstwerk die Zeit überdauert hat und in den mehr als zweihundertfünfzig Jahren kaum verändert wurde.

Umbauten als Vermächtnis

Das augenscheinlichste Charakteristikum des Umbaus ist wohl die Rokoko-Fassade am Rennweg, welche in der Zeit von 1767 bis 1770 unter maßgeblichem Einfluss des Hofarchitekten Maria Theresias, Nicolaus Pacassi, entstand und der die Hofburg ihr heutiges Erscheinungsbild verdankt.

Im Inneren der Hofburg, speziell in den Kaiserappartements, wird das Wirken der Monarchin noch offenkundiger. Ihr kunsthistorisch und politisch signifikantestes Vermächtnis ist dabei wahrscheinlich der Riesensaal. Ungeachtet der Tradition ließ Maria Theresia diesen zu einem Familiensaal umgestalten, in welchem nicht wie sonst üblich ihre Ahnen abgebildet sind, sondern sie selbst mit ihrem Gemahl, dem Kaiser Franz I. Stephan von Lothringen, ihren zahlreichen Kindern, Schwie-

ger- und Enkelkindern. Nachdem Maria Theresia als erste Frau Thronerbin der Familie Habsburg war, belegte sie dieses Erbrecht nicht mehr mit ihrer Abstammung, sondern mit der durch ihre Verbindung mit Franz I. Stephan neu begründeten kinderreichen Herrscherdynastie. Im großen Oval des Deckenfreskos von Franz Anton Maulbertsch wird bereits die erste wichtige Verbindung der Häuser, jene von Herzog Carl V. von Lothringen und Eleonore Maria von Habsburg, versinnbildlicht und durch die Präsentation der fruchtbaren Familie Maria Theresias und Franz I. Stephan im Bildprogramm manifestiert. In der Ausgestaltung der zwei angrenzenden Räume des Riesensaals, Gardesaal und Audienzzimmer, stellt Maria Theresia die Familie ihres Mannes in den Mittelpunkt. Das Audienzzimmer wurde, ihrem Entschluss entsprechend, ein Zimmer für die Lothringer und ist daher vorwiegend mit den



Riesensaal

Foto: BHÖ/Foto G.R.Wett

Bildnissen der Verwandtschaft Franz I. Stephans ausgekleidet. Den Gardesaal dominieren, neben sechs Portraitgemälden an der Ostseite, zehn überdimensionale Ölgemälde aus Lothringen, welche hier in Zweit- und Drittverwendung angebracht wurden und die triumphalen Schlachten der Türkenkriege (1683-1699) von Carl V. von Lothringen, dem Großvater Franz I. Stephan, darstellen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass der Saal nach einem Inventar vom 25. Juli 1773 zunächst noch mit „Achtunddreißig Stück auf Holz gemahlene Batiaglien, Schlachten, und Friedensschlüsse Kaiser Maximiliani in gelb aichenen Rahmen und vergoldeten Leisten“ ausgestattet war. Die Ausgestaltung des Gardesaals musste daher zwischen 1773 und 1778, nur wenige Jahre nach der Erstaussstattung, erneuert worden sein. Stuckreste dieser vorhergehenden Dekoration wurden auch während der Generalrestaurierung 2008 bis 2010 unter den Ölgemälden entdeckt.

Die Hofburgkapelle als „bildliches“ Testament

Noch während ihres Aufenthalts in Innsbruck, kurz nach dem Tod ihres Gemahls, verfügte Ma-

ria Theresia das Sterbezimmer, mit dem darüber gelegenen Raum, zu einer Hofkapelle nach römischem Vorbild umzugestalten. Nur wenige Wochen danach erhielt sie bereits die päpstliche Messlizenz für die Hofburgkapelle, in welcher sich zahlreiche Elemente der Trauer wiederfinden. So ist die aus schwarzem Marmor gearbeitete Altarmensa, ähnelnd einem Barocksarkophag, im Mittelteil vortretend und darüber verkörpert die 1766 von Antonio Giuseppe Sartori gefertigte, überlebensgroße Figurengruppe aus Alabaster eine von zwei trauernden Frauen flankierte Piéta. In der Apsis stellt eine täuschend plastische Grisaille von Franz Anton Leitensdorfer Gott Vater mit trauernden Engeln dar. Im ebenfalls noch original erhaltenem Bildprogramm an der Nordseite befindet sich der Hl. Michael, welcher seit der siegreichen Schlacht auf dem Lechfeld am 10. August 955 zum Schutzpatron des Heiligen Römischen Reiches avanciert ist. Während den Restaurierungsarbeiten stieß man in der an die Kapelle grenzenden Sakristei auf die Reste der originalen Wandmalerei aus der Zeit Maria Theresias, welche am Plafond den Heiligen Geist in Form einer Taube darstellt. Im Raum befinden sich auch ein extra für die Rückwand der Apsis gearbeiteter wunderbarer Sakristeischrank aus Nussholz mit Einlegearbeiten, ein dazu passender Betschemel sowie die Gedenktafel an den Tod Franz I. Stephan aus schwarzem Marmor und vergoldeten Bronz Buchstaben. Im Prunkstiegenhaus zur Kapelle wurde während der Restaurierungsarbeiten ein Sockel in Grau im Bereich der Wandrücklagen um 1770 wiederentdeckt und freigelegt.



Hofburgfassade Rennweg

Foto: BHÖ/Foto G.R.Wett

Zum Gedächtnis

Neben der Schöpfung dieser Gedenkstätte gründete Maria Theresia zum ewigen Gedächtnis an ihren innig geliebten Mann auch das „adeliche weltliche Fräulein-Stift“ in Innsbruck für zwölf adelige Damen, die Trauerkleidung tragen und täglich für den verstorbenen Kaiser Franz I. beten sollen. In Anlehnung an das erst 1755 ebenfalls durch Maria Theresia gegründete Prager Stift am Hradschin wurden die Satzungen in Wien ausgearbeitet und schon am 21. Oktober nach Tirol versandt. Aus den Reihen der Prager Stiftsdamen wurden mit Sophia Clara Freiin von Enzenberg als Oberdechantin und Gräfin Guidobalda Gavriani als Unterdechantin die ersten beiden Stiftsdamen von Maria Theresia höchstpersönlich ernannt und nach Innsbruck geschickt. Die Eröffnung erfolgte, dem Willen der Monarchin entsprechend, bereits am 8. Dezember 1765, dem Geburtstag von Franz I. Stephan. Die Umbauarbeiten der für die Unterbringung des Stifts eigens angekauften südlich an die Hofburg angrenzenden Häuser konnten allerdings erst 1773 abgeschlossen werden. Vorübergehend wurde daher schnell der dritte Stock des Hofgassentraktes für die Damen als Quartier hergerichtet. Für die Hofburgkapelle stiftete Maria Theresia in den Jahren von 1765 bis 1778 sechs Kaseln in Bassgeigenform und reicher barocker Ornamentik mit den zugehörigen liturgischen Textilien. Die noch im Todesjahr an den Gouverneur von Tirol, Cassian Ignaz Graf Enzenberg, übermittelte Festtagskasel samt Kelchvelum, Bursa, Palla, Stola und Manipel stellen dabei eine Besonderheit dar. Wie Maria Theresia in ihrem eigenhändigen Brief an den Grafen mitteilt, entstanden diese Paramente unter der persönlichen Mitarbeit der Monarchin und wurden aus dem Schlafrock des verstorbenen Kaisers gefertigt. Gemäß ihrem Schreiben wurde dieser Schlafrock von ihrem Gemahl vom Tage ihrer Hochzeit bis zum Tage seines Ablebens allzeit getragen. Nur schweren Herzens, und in dem Glauben Gott kein größeres Opfer bringen zu können, trennte sich die Monarchin von diesem persönlichen Kleidungsstück und arbeitete ihn zu einem Messkleid um. Der Stab der Kasel aus weißem silbergestreiftem Seidenrips ist mit aufgenähtem roten Bandornament und bunten, aus Schnüren gebildeten Blumen verziert. Die Seitenteile bestehen aus dem buntbrochierten Goldbrokat des Schlafrocks, gehöht mit Goldfäden und Pailletten. In der Mitte am unteren Rand des Rückenteils befindet sich das Kaiserliche Wappen mit Ungarn, Böhmen, Burgund und Tirol. In dessen Mitte sitzt das Bindenschild und darunter schmiegt sich ein Band mit den Buchstaben M. T. für Maria Theresia und F. I. für Franz I. Stephan an.

Aus demselben Brief geht auch hervor, dass die Trauerkasel ebenfalls von Maria Theresias Arbeit ist. Der Stab dieser Kasel besteht aus weißem und die Seitenteile aus schwarzem Seidenmoiré. Verziert ist sie durch aufgenähte aschfarbene Blütensträuße und Blätter aus Ripsbändern und Schnüren. Die Ränder sind mit grauen und rosa Ripsbändern eingefasst. In der Mitte des unteren Randes des Rückenteils befindet sich ein goldgestickter Doppeladler mit aufgelegtem Schild von Ungarn, Böhmen, Burgund und Tirol. Auf zwei Schriftbändern finden sich die Wortlaute „Maria Theresia“ und „Kaie. Königl. Apostol. Mait.“.



Maria Theresia in Witventracht

Foto: BHÖFoto G.R.Wett



Kasel aus dem Schlafrock v. F. I. S.

Foto: BHÖ



Tapetendetail Rosa Damast
Foto: BHÖ/Foto G.R.Wett

Die in den Folgejahren gestifteten Messkleider wurden unter der Mitarbeit der Töchter Maria Theresias gefertigt. Dem Stift sollte auch eine Äbtissin vorstehen, welche dem Kaiserhaus entstammen musste. Bald nach dem Tod Maria Theresias entschied Kaiser Joseph II. seine Schwester Maria Elisabeth als Äbtissin des Stiftes nach Innsbruck zu senden. Von 1781 bis 1805 bewohnte sie das Kaiserappartement in Innsbruck und stand dem Adeligen Damenstift als erste und einzige Äbtissin vor. Da das von ihr bewohnte und nach ihrem Geschmack umgestaltete nördliche Appartement im zweiten Stock nicht erhalten blieb, sind in der Hofburg von ihren sichtlichen Kunstspuren nur noch eine schöne weiße Kasel sowie eine Trauerkasel vorhanden, welche sie in der Zeit von 1781 bis 1783 eigenhändig für das Stift fertigte. Ebenso befinden sich noch zwei Gemälde im Gebäude, welche Maria Elisabeth als Äbtissin des Damenstiftes abbilden. Dabei ist jenes von Giovanni Battista Lampi, welches er 1781 von ihr in Innsbruck fertigte, hervorzuheben. Als immaterielles Kulturerbe reicht die Spur Maria Theresias und ihrer Tochter in Form des immer noch existenten Stiftes aber bis in die heutige Zeit.

„Sisi“-Spuren in der Hofburg

Als Bewunderer für Kaiserin Elisabeth „Sisi“ ließ ihr Schwager Erzherzog Karl Ludwig die nördlichen Kaiserappartements Ende der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts umbauen und neu ausstaffieren. Um den allerhöchsten Ansprüchen zu genügen, wurde der Wiener Hofbildhauer August La Vigne beauftragt diese, gemäß dem Vorbild von Schönbrunn, im Stil des Zweiten Rokokos auszustatten. So wurden für die Appartements exquisite Seidendamaste in außergewöhnlicher Feinheit und Webdichte bei Philipp Haas & Söhne in Wien geordert. Diese unterscheiden sich allerdings in ihrer Farbigkeit deutlich von den verwendeten am Wiener Hof. So wurde das Elisabeth Appartement in Innsbruck neben den Farben Gold (Gelb) für das „Vorzimmer der Kaiserin“, Rot für den „Salon der Kaiserin“ und Grün für das „Schlafzimmer ihrer Majestäten“ auch mit einem Damast in Hellblau für das „Schreibzimmer der Kaiserin“ und einem wunderbaren rosa-weißen Atlas für das luxuriöse Toilettezimmer samt angrenzender Passage ausgestattet. Ebenso wurde der gemusterte, in seiner Farbgebung zu den Seidendamasten passende, Wollteppich bei Philipp Haas & Söhne bestellt und als einer der ersten maschinengefertigten Spannteppiche im Großteil der Räume verlegt. Desgleichen wurde La Vigne mit der Anfertigung der Möbel, Wanddekorationen und Öfen beauftragt. Die hochwertigen Uhren von Peter Peucker, die Luster von Josef Lobmeyer, die Girandolen und Bronzegegenstände von Wilhelm Bröse wurden ebenfalls in Wien gefertigt und nach Innsbruck geliefert. Mit diesem noch erhaltenen prächtigen Kunstensemble hinterließ Erzherzog Karl Ludwig eine deutliche Spur seiner verehrten Kaiserin „Sisi“ in der Innsbrucker Hofburg. Obwohl Kaiserin Elisabeth in den Jahren 1870 und 1871 nur dreimal in Innsbruck Station gemacht und dabei insgesamt 4 Nächte in diesen für sie ausgestatteten Räumen verbracht hat, bleibt sie und ihr Geist durch das „Elisabeth Appartement“ immer mit der Hofburg verbunden.



Toilettezimmer

Foto: BHÖFoto G.R.Wett



Schreibzimmer

Foto: BHÖFoto G.R.Wett



Maria Magdalena, Öl auf Leinwand, Franz Josef, 1831, Turmmuseum Oetz
Foto: Simone Gasser

MARIA MAGDALENA: WEGE EINER HEILIGEN UND SÜNDERIN

Verena Pahl

Maria Magdalena zeigt sich in der Überlieferung als eine Frau, die zunächst der Sünde folgt, sich bekehren lässt und dadurch in den Kreis der Heiligen aufgenommen wird. Folgt man ihren Charakterisierungen nach den Überlieferungen, so erkennt man an ihrer Person unter anderem die Einflussnahme der patriarchalen Kirchengeschichtsschreibung beziehungsweise die didaktischen Strategien einer Gesellschaft, die es im Laufe der Zeit verstand, das Bild einer Frau zu kreieren, deren Vorbildfunktion vor allem in Reue besteht. Es ist nicht erwiesen, wo Maria Magdalena geboren und aufgewachsen ist, über ihr Leben wird – teilweise – widersprüchlich, im Neuen Testament berichtet.

Außerbiblische Überlieferungen

Nach dem Philippus-Evangelium (Nag-Hammadi-Codex) werden in veralteter Lesart drei Frauen, die ständig Umgang mit Christus hatten genannt: nämlich Maria, seine Mutter, Magdalena, seine Schwester und Gefährtin und Sophia, die Unfruchtbare und Mutter der Engel. Einige Wissenschaftler interpretieren aus dem an mehreren Stellen fragmentierten Papyrus-Dokument, dass nicht Maria Magdalena die Gefährtin Jesu gewesen sei, sondern Sophia. Beide Varianten lassen sich auf Grund der verlorenen Fragmente philologisch weder belegen noch widerlegen, alle Interpretationen der verlorenen Fragmente sind daher spekulativ. Insbesondere ist die bekannte, von Dan Brown in seinem Roman *Sakrileg* angegebene Übersetzung eine verzerrte und ideologische Konstruktion, aber keine wissenschaftlich gesicherte Darstellung.

Im Thomasevangelium wird überliefert, dass Simon Petrus Maria Magdalena aus der Mitte der Jünger fortschicken wollte, denn „Frauen sind des Lebens nicht würdig“. Jesus soll daraufhin geantwortet haben: „Seht ich werde sie ziehen um sie männlich zu machen“ denn „jede Frau, die sich männlich macht, wird in das Himmelreich gelangen“.

In der Gnosis wird überliefert, dass Maria Magdalena die Gefährtin Jesu gewesen sei. Das gnostische Evangelium der Maria, das auf die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts datiert wird, ist möglicherweise nach ihr benannt.

Laut der koptisch-gnostischen Pistis Sophia hat Maria Magdalena einen überragenden Part als Auslegerin von Texten und Fragestellerin inne: Von 48 Auslegungen fallen 22 auf sie, von 57 Fragen 43. Der Zweiplatzierte, Johannes, hat neun Gesprächsanteile nämlich zwei Auslegungen und sieben Fragen. Dazu muss betont werden, dass die Gesprächsanteile in dieser Schrift mit dem Grad der Geisteserfülltheit in Verbindung stehen – umso bemerkenswerter die Dominanz Maria Magdalenas in einer androzentrisch geprägten Gesellschaft. Unter

anderem kommen ihr in der Pistis Sophia Ehrenbezeichnungen wie „Geist-Erfüllte“, „Begnadete“, „Erbin des Lichtreiches“, „Höchste Fülle und Vollendung“, „Erleuchterin“ etc. zu.

Die Evangelien des Neuen Testaments

Gemäß Lukas trieb Jesus Maria Magdalena sieben Dämonen aus. Sie gehörte zu den Frauen, die Christus nachfolgten und für seinen und der Jünger Unterhalt sorgten. Diese Frauen folgten Jesus nach Jerusalem, laut Matthäus sahen sie von weitem der Kreuzigung zu und halfen bei dem Begräbnis Jesu.

Am Ostermontag entdeckten sie das leere Grab, wie im Markus Evangelium beschrieben. Nachdem Maria Magdalena davon den Jüngern berichtet hatte, begegnete ihr als Erste der Auferstandene und trug ihr die Botschaft der Auferstehung an die Jünger auf (Johannes-Evangelium).

In allen vier Evangelien wird sie als erste Zeugin des auferstandenen Jesus genannt. Eine Frau,



„Nole me tangere“, Öldruck (Seitz Gustav W., Wandbeck, Hamburg), 19. Jahrhundert, Turmmuseum Oetz
Foto: Simone Gasser

die Jesus nie aufgegeben und nie verraten hat. Im Laufe der Kirchengeschichte wurde sie mit anderen biblischen Frauengestalten vermischt und wurde herabgestuft zur Sünderin und Prostituierten, wofür es keinerlei biblische Zeugnisse gibt. Ihre wahre Bedeutung als Zeugin und Verkünderin der Auferstehung geriet in den Hintergrund.

Mittelalterliche Überlieferungen

Einflussreich für die Westkirche war die Erzählung in der *Legenda aurea*, dem bekanntesten und am weitesten verbreiteten religiösen Volksbuch des Spätmittelalters. Gemäß dieser Überlieferung in Südfrankreich wurde Maria Magdalena mit Maria des Kleophas, Martha von Bethanien und Lazarus von Juden auf einem segellosen Schiff ausgesetzt, landete in dem französischen Fischerdorf Saintes-Maries-de-la-Mer bei Marseille und missionierte in der Provence. Verehrt wird dort auch eine Dienerin, die mit den drei Marien gekommen sein soll, nämlich die schwarze Sarah, eine Patronin der Roma und Sinti.

Nach anderer Überlieferung begleitete Maria Magdalena einige Jahre nach der Auferstehung Christi den Apostel Johannes und Maria, Mutter Jesu, nach Ephesos in Anatolien, wo sie auch verstarb.

Gleichsetzung mit der fußwaschenden Sünderin

Papst Gregor I. setzte im Jahr 591 in einer Predigt Maria von Magdala mit der anonymen Sünderin gleich, die Jesus die Füße wusch. Diese Identifikation wurde Teil der katholischen Traditionen um Maria Magdalena. Diese Überlieferung bzw. Zuschreibung ist allerdings zumindest unklar. Die Tradition kennt auch die Gleichsetzung der fußwaschenden Frau mit Maria von Bethanien, der Schwester der Martha von Bethanien und Lazarus. Die bei Johannes berichtete Fußwaschung wird dort ausdrücklich mit dieser verknüpft, die Berichte von Matthäus sowie Markus sind Parallelen dazu, sie erwähnen Bethanien als Ort und die Diskussion über die teure Salbe, aber keine Sünderin. Anders ist der Schwerpunkt bei Lukas, bei dem die Frau als Sünderin bezeichnet wird und Jesus über Sündenvergebung spricht. Exegeten diskutieren darüber, ob es sich bei Lukas um ein anderes Ereignis handelt.

Später deutete man die Bezeichnung „Sünderin“, die nun zur Überlieferungstradition der Ma-

ria Magdalena gehörte, als „Prostituierte“. Noch bis 1996 gab es in Irland *Magdalenenheime*, eine von römisch-katholischen Ordensschwestern geleitete Organisation zur Aufnahme „gefallener Mädchen“. Im liturgischen Kalender der katholischen Kirche von 1996 geht aus der Vita zum Fest der heiligen Maria Magdalena hervor, dass es sich weder um Maria von Bethanien, der Schwester der heiligen Martha, handele, noch um die Sünderin, die Jesus die Füße wusch.

Verehrung

Der Gedenktag der heiligen Maria Magdalena ist der 22. Juli (römisch-katholisch, orthodox, anglikanisch, evangelisch, alt-katholisch). Für die römisch-katholische Kirche wurde der Gedenktag mit einem Dekret vom 3. Juni 2016 in den Rang eines Festes im *Calendarium Romanum Generale* erhoben. In der Kirchengeschichte kam dem Fest bei Kanonikerorden in längster Zeit bereits dieser Stellenwert zu.

Die Heilige ist Schutzpatronin der Frauen, der Verführten, der reuigen Sünderinnen, der Schüler, Studenten und Gefangenen, sowie der Winzer, Weinhändler, Handschuhmacher und Friseur. Maria Magdalena ist die Patronin der im 13. Jahrhundert gegründeten Ordensgemeinschaft der Magdalenerinnen. Außerdem ist sie die Patronin der spanischen Stadt Viana und der italienischen Stadt Cavareno. Sie wird gegen Gewitter, Ungeziefer und Augenleiden angerufen.

Für den Magdalenenstag gibt es Bauernregeln wie „Regnet's am St. Magdalenenstag, folgt gewiss mehr Regen nach“ oder „An Magdalena regnet's gern, weil sie weinte um den Herrn“.

Wundertätigkeit Maria Magdalenas

Reiche Ausgestaltung der Wundertätigkeit findet sich in der Legende Aurea des Jacobus de Voragine.

So soll Maria Magdalena nach ihrer Ankunft in Marseille einem heidnischen Fürsten gepredigt haben, der in einem Tempel um Nachwuchs bat. Sie bewog ihn und seine Frau nach Palästina zu reisen, um dort vor Ort die Botschaft Christi zu hören. Bei einem Unwetter auf der Schiffsreise erlitt die Fürstin eine Frühgeburt und starb mit dem Kind. Der Fürst überließ sie auf einer Insel und setzte seine Reise fort. Er begegnete Petrus in Jerusalem und zog mit ihm an die Stätten, wo Jesus gewirkt hatte. Nach zwei Jahren kehrte der Fürst in seine Heimat zurück und machte auf jener Insel halt, wo er die tote Fürstin samt Kind ausgesetzt hatte. Dort fand er sie und das Kind lebend vor und sie berichtete ihm, dass sie im Traum mit ihrem Mann durch das Heilige Land gereist sei. Zurück in Marseille bekannte sich das Fürstenpaar endgültig zum christlichen Glauben.

Eine der populärsten Erzählungen bezieht sich auf die Erhebung der Heiligen durch Engel zu den sieben Gebetsstunden. Sie vernimmt in den himmlischen Sphären den Engelsgesang, sodass sie keiner irdischen Nahrung bedarf. Ein zweifelnder Priester will sich mit eigenen Augen von dieser Himmelfahrt überzeugen, erleidet jedoch eine körperliche Schwäche, sodass er die wundersame Erhebung Maria Magdalenas nicht

mitverfolgen kann. In einer anderen Variante überlässt der Priester ihr seinen Mantel.

Weitere Wunder ereigneten sich nach der Legende Aurea nach dem Tod der Maria Magdalena:

So wurde ein Ritter im Kampf erschlagen und starb ohne Beichte. Da er Maria Magdalena Zeit seines Lebens verehrt hatte, wachte er nochmals auf und sah die Heilige.

Eine schwangere Frau geriet auf einem Schiff in Seenot und betete zu Maria Magdalena. Sie gelobte, falls sie Rettung finden sollte, ihren Sohn dem Kosterleben zu verschreiben. Daraufhin half die Heilige.

Ein Blinder pilgerte zum Grab der Heiligen und wurde geheilt. Ein Mann schrieb seine Sünden auf ein Papier, hinterlegte diesen am Altar der Heiligen und fand ihn „gereinigt“ wieder.

Maria Magdalena befreite einen flehenden Gefangenen.

Stephanus, ein Kleriker aus Flandern, führte ein nicht gerade christliches Leben, verehrt aber die Heilige. Er besuchte ihr Grab, Maria Magdalena erschien ihm und er ließ sich zum Guten bekehren.

Trotz des Feiertages der hl. Maria Magdalena wurde auf dem Feld gearbeitet. Aufgrund dieses Frevels fuhr ein Blitz vom Himmel herab.

Ein Student führt ein sündhaftes Leben, obwohl er ein treuer Verehrer der Maria Magdalena ist. Vor ihrem Feiertag fastet er und besucht ihr Grab. Die Heilige erscheint vor ihm und mahnt ihn zur Buße, da sonst seine Verehrung ihr gegenüber keinen Sinn hat. Der Student tritt in ein Kloster ein und lebt sehr fromm. Als er stirbt, erscheint die Heilige in Begleitung von Engeln und bringt ihn mit in den Himmel.

Feministische Bedeutung von Maria Magdalena

Folgt man den Charakterisierungen von Maria Magdalena im Spiegel der Überlieferungen, so verdeutlichen sich an ihrer Person unter anderem die Einflussnahme der (patriarchalischen) Kirchengeschichtsschreibung bzw. die didaktischen Strategien einer Gesellschaft, die es im Laufe der Zeit verstand, das Bild einer Frau zu kreieren, deren Vorbildfunktion allein in ihrer Reue besteht. Sie gewinnt in der Überlieferung eine Symbolhaftigkeit, die den Zwiespalt zwischen Sünde und Reue darstellt. Mit ihr verbindet man vordergründig eine Heilige, die durch Jesus Christus ihr Leben änderte und sich dem heilsgeschichtlichen Kontext anpasste.

Die historische Realität der Maria Magdalena ist nur aus den Evangelien bekannt, in welchen keine weiteren Details über ihr Leben angeführt wird. Sie musste den Evangelisten als relativ unwichtige Person erscheinen, die ihr Vorkommen in der Überlieferung nur im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Wirken Jesu für notwendig erachteten. Jedoch spielt Maria Magdalena als weibliches „Sexualwesen“ (nicht als Mutter) eine nicht zu unterschätzende Rolle, der in den späteren Überlieferungen eine Charakterisierung zugesprochen wird, die aus einer einst selbständig handelnden Frau eine passive reumütige Dienerin macht.

Ursprünglich ist jedoch ein unmittelbarer Zusammenhang mit dem heute geläufigen Prostituiertendasein der Maria Magdalena nicht gegeben. Das Bild der reuigen Sünderin, die von Je-

sus bekehrt wird, erfährt erst in der späteren Überlieferungstradition eine Ausgestaltung, die sie zunächst auf eine Stufe mit der Eva des Alten Testaments stellt und in der Folge zum Prototyp der Barmherzigkeit Jesu macht.

In der nachbiblischen Geschichte erfolgte eine wesentliche Unterscheidung zwischen anderen Frauengestalten, die in den beiden Testamenten per se das Weib charakterisieren: Eva, die unheilbringende Frau des Adam, auf deren Schultern ewig der Makel der Erbsünde lasten soll und Maria, die Mutter Jesu, die sich gottergeben ihrem Schicksal ergab und als Sinnbild der demütigen Frau Vorbildfunktion übernahm. Maria Magdalena symbolisierte gerade im 10. und 11. Jahrhundert die sündige Menschheit. Sie bleibt weitgehend eine untergeordnete Gestalt, ein von patriarchalischen Wertvorstellungen geprägter Typus. Erst im 12. Jahrhundert sollte sich in der Überlieferung eine Individualisierung als Frau konkretisieren. Im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit verstärkt sich gewissermaßen der Vorbildcharakter und Maria Magdalena integriert sich vollends in die Gemeinschaft der Heiligen.

Maria Magdalena verkörpert wie keine andere biblische Frau die intensiven Bemühungen, das Bild der „anderen Maria, der Sünderin und dann Heiligen“ zu verkörpern. Die Ambivalenz ihrer Person, die vielfältigen Kompilationen und ihre Präsenz in vielfältigen Formen der Volksüberlieferung wirkt bis in die Gegenwart.

Der Vatikan hat im Jahr 2016 die Rolle der heiligen Maria Magdalena aufgewertet und sie liturgisch den Aposteln gleichgestellt. Der bisherige „gebotene Gedenktag“ am 22. Juli werde in der katholischen Kirche in ein „Fest“ umgewandelt. „Ein kleiner Schritt aufwärts im „Who is who“ der Heiligen, aber ein großer Schritt für die Wertschätzung der Rolle von Frauen in der Kirche“, schrieb Radio Vatikan zu der Entscheidung.



Fußsalbung, Johann Christoph Haas (1753-1829), Museum im Grünen Haus, Reutte

Foto: Ulrich Köbeler



*Die Bäuerinnen packen mit an
Foto: SBO-Fotoarchiv*

„HEINT ZU TOG BÄUERIN SEIN“

Die Südtiroler Bäuerinnenorganisation

Sabine Geiger

Das Bild der ländlichen Bevölkerung hat sich wie vieles in den letzten Jahrzehnten sehr verändert. Was bedeutet es in der heutigen Zeit, eine Bäuerin zu sein? Ist es ein einfacheres Leben geworden? Ist es ein Leben voller Entbehrungen? Ein Job, bei dem man sich die Hände schmutzig macht?

Um eines gleich vorweg zu nehmen: einfach war es nie und das wird es wohl auch nicht werden. Und ja – eine Bäuerin muss auf städtische Annehmlichkeiten vielleicht mehr verzichten als andere Frauen und sie muss sich auch einmal die Hände schmutzig machen. Aber egal ob jemand in einem landwirtschaftlichen Betrieb aufgewachsen ist, durch Heirat zur Bäuerin wurde oder sich eigenständig und unabhängig eine Existenz in der Landwirtschaft aufgebaut hat: Es ist immer die bewusste Entscheidung, im Einklang mit der Natur zu leben, gesunde Produkte herzustellen, das Land zu schätzen und den Boden nachhaltig zu bewirtschaften.

Unter dem Titel „Heint zu Tog Bäuerin sein“ wurde im Auftrag der Südtiroler Bäuerinnenorganisation ein Kurzfilm produziert, der das Leben der Bäuerinnen in der heutigen Zeit auf ganz vielfältige Weise zeigt. Entstanden ist ein ehrliches Werk über die Arbeit, die Gedanken und die Lebensweise der weiblichen Landbevölkerung ohne zu beschönigen. Nein, es ist nicht immer leicht und es ist auch nicht immer schön. Und doch überwiegt die bewusste Entscheidung, in einem natürlichen Umfeld zu leben und seine Arbeitskraft für die Pflege und die Erhaltung ihres und unseres Lebensraumes einzusetzen.

Bäuerin sein bedeutet ...

In vielerlei Hinsicht haben sich die umfangreichen Tätigkeiten der bäuerlichen Frauen bis heute nicht verändert, auch wenn die Technisierung einiges an Arbeitserleichterungen brachte. Die eingesparte Zeit wurde durch anderweitige und teilweise auch neue Aufgabenbereiche wieder ausgefüllt und die landwirtschaftliche Arbeit zeigt sich heute viel breiter gefächert als früher. Aber sie ermöglicht es den Frauen auch, im Rahmen ihrer bäuerlichen Arbeit ein selbständiges Wirtschaftsleben zu führen und wesentlich zum Haushaltseinkommen beizutragen.

Neben der nachhaltigen Landschaftspflege zählen auch das Wissen um eine gesunde Ernährung und wirtschaftliche Komponenten zur bäuerlichen Arbeit. Die Bäuerin ist heute genauso an der Führung des landwirtschaftlichen Betriebes beteiligt, zusätzliche Einnahmequellen wie zum Beispiel „Urlaub am Bauernhof“ werden wesentlich von den weiblichen Hofbewohnerinnen geprägt. Zusätzlich tragen nicht zuletzt die Bäuerinnen auch heute noch einen Großteil zur Erfüllung des

Generationenvertrages bei. Gerade die Landwirtschaft ist nach wie vor eines der besten Beispiele, wie dieser Generationenvertrag funktionieren kann und unterstreicht das Miteinander von Alt und Jung, das nichts von seiner Wichtigkeit verloren hat. Heute sind die Bäuerinnen aber nicht mehr nur familieninterne Arbeitskräfte in Haus und Hof, sie sind zu modernen, selbstbewussten Frauen mit Weitblick geworden, die ihr Leben aktiv gestalten können und gleichzeitig nach wie vor das Fundament bilden, auf dem sich eine gesunde Familienstruktur gründet.

Organisierte Bäuerinnenarbeit

Für die Landwirte gab bereits ab 1904 eine offizielle Vertretung, nach der Teilung Tirols und dem Zweiten Weltkrieg in unveränderter Form bis heute im Südtiroler Bauernbund. Auch die weiblichen Kolleginnen in Nordtirol waren ab 1962 durch eine eigene Organisation vertreten. Die Südtiroler Bäuerinnen mussten sich noch bis 1979 gedulden, ehe überhaupt die erste Ortsgruppe gegründet wurde. Nach der Wahl der Bezirksbäuerinnenräte ein Jahr später, konnte im April 1981 endlich die lang ersehnte Südtiroler Bäuerinnenorganisation als Teilorganisation des Bauernbundes aus der Taufe gehoben werden. Maria Leiner aus Marling wurde zur ersten Landesbäuerin gewählt, ihr folgten Gretl Schweigkofler aus Bozen und Maria Hochgruber Kuenzer



Die moderne Bäuerin erledigt umfangreiche Tätigkeiten
Foto: SBO-Fotoarchiv

aus Bruneck. Seit 2011 leitet Hiltraud Neuhauser Erschbamer aus Terlan die bäuerliche Vertretungsorganisation als Landesbäuerin.

Auch wenn die Bäuerinnenvertretung anfangs bestimmt von vielen belächelt und als nicht notwendig erachtet wurde, ließen sich die Funktionärinnen in ihrem Ehrgeiz und ihrer wahren Überzeugung nicht beirren. Sie forderten unablässig Maßnahmen zur Stärkung und Förderung der weiblichen Landbevölkerung. Und sie waren sehr erfolgreich: Die Bäuerinnenorganisation ist heute mit fast 16.000 Mitgliedern zur größten Frauenorganisation Südtirols gewachsen.

„Wer glaubt, organisierte Bäuerinnenarbeit sei mit einem Stickclub zu vergleichen, der wird eines besseren belehrt.“ Was der ehemalige Landessekretär Georg Viehweider im Jahr 1986 so treffend formulierte, umreißt nur ansatzweise die vielfältigen Aufgaben der Bäuerinnenorganisation. Die weibliche Landbevölkerung findet hier Betreuung und Beratung, Interessensvertretung und Unterstützung zur Sicherung des bäuerlichen Lebensraumes sowie zur Erhaltung und Pflege der Landschaft. Ein wesentlicher Teil der Verbandsarbeit ist die Aus- und Weiterbildung der bäuerlichen Frauen und die Unterstützung von Maßnahmen zur Einkommenssicherung der weiblichen Hofbevölkerung. Nicht zuletzt setzt sich die Bäuerinnenorganisation für die Brauchtpflege ein und setzt auf die Vermittlung kultureller als auch religiöser Werte. Der wichtigste Punkt jedoch bleibt nach wie vor die Stär-

kung des Selbstbewusstseins und vor allem des Stellenwertes der Frauen im Bauernstand und in der Gesellschaft.

Herz, Lebensbaum, Ähren

Die drei Symbole im Verbandszeichen der Südtiroler Bäuerinnenorganisation spiegeln die leitenden Ziele der landwirtschaftlichen Interessensvertretung wider. Das Herz steht für das Leben – ein Leben, welches uns geschenkt wurde, das wir wertschätzen müssen und weitergeben dürfen. Der Lebensbaum ist Zeichen der Gemeinschaft, die uns Zugehörigkeit, Respekt und Zusammenhalt gibt. Und die Ähren schließlich stehen für unsere Heimat, mit welcher wir uns identifizieren können, die uns formt und die es zu schützen und zu pflegen gilt.

Auch wenn die drei Begriffe Leben, Gemeinschaft und Heimat auch einzeln essentiell für uns alle sind, bilden sie erst gemeinsam die Eckpfeiler einer gelungenen Landwirtschaft und die Grundvoraussetzungen für ein gesundes Leben in und mit der Natur. Und dafür stehen die Bäuerinnen mit all ihrer Schaffenskraft, mit ihrem Sinn für die Feinheiten im Leben und ihrem Gespür für ein harmonisches Zusammensein.

Bäuerinnenschule

Um das moderne Bild der Bäuerinnen nach außen zu zeigen und zu unterstützen, forciert die Südtiroler Bäuerinnenorganisation zahlreiche Maßnahmen. Eine davon ist die „Bäuerinnenschule“, welche in Zusammenarbeit mit der Fachschule für Land- und Hauswirtschaft Salern, der Fachschule für Hauswirtschaft und Ernährung Haslach und der Fachschule für Landwirtschaft Dietenheim ins Leben gerufen wurde. Die Bäuerinnenschule umfasst sowohl Berufsausbildung als auch Lebensschule und will so die Aufwertung des landwirtschaftlichen Berufes erreichen. Jungen Frauen soll der Einstieg in die Welt der Bäuerin erleichtert werden und sie dürfen Botschaf-



Landesbäuerinnenrat

Foto: SBO-Fotoarchiv, Florian Andergassen

terinnen für die ländlichen Werte, die Kultur und die Tradition sein. Seit Oktober 2016 werden in Lehrgängen die Grundkenntnisse der landwirtschaftlichen Hauswirtschaft und des bäuerlichen Betriebes vermittelt. Dabei geht die Ausbildung weit über Koch- und Backkurse hinaus und beinhaltet genauso das Erlernen technischer Grundkenntnisse für die Bedienung landwirtschaftlicher Maschinen wie auch Obstschnittkurse, Bodenkunde und Produktveredelung. Die Bäuerinnenschule sieht sich als ganzheitliche Ausbildungsmöglichkeit, um sämtliche Grundkompetenzen für das landwirtschaftliche Leben und Wirtschaften zu vermitteln. Landesbäuerin Hiltraud Neuhauser Erschbamer bewertet auch das Kennenlernen und den gegenseitigen Austausch als wertvolle Bereicherung für die Teilnehmerinnen.

Aus unserer Hand

Unter dem Namen „Südtiroler Bäuerinnen. Aus unserer Hand.“ wurde eine enge Kooperation von Südtiroler Bäuerinnenorganisation und Bäuerinnen-Dienstleisterinnen eingegangen. „Aus unserer Hand“ steht für das Handgemachte. Es ist ein Versprechen, dass das Angebot direkt von den Südtiroler Bäuerinnen kommt, dass das Tun mit den eigenen Händen gezeigt und weitergegeben wird. Wer könnte das besser vermitteln als jene Frauen, deren Wissen direkt aus ihrer Lebensweise entspringt.

Im Rahmen des Themenschwerpunktes „Kulinarik“ bieten die Bäuerinnen Koch- und Backkurse, bäuerliche Produktvorstellungen und Buffets. Der Bereich „Handarbeit und Dekoration“ umfasst Kurse zur Erlernung traditioneller Handarbeitstechniken und zur Herstellung von Dekorationen aus Naturmaterialien. Unter „Kultur und Natur“ werden Führungen auf verschiedenen Höfen und durch die bäuerlichen Gärten angeboten.

Die Südtiroler Bäuerinnenorganisation macht sich stark für das Lernen und Fortbilden ihrer Mitglieder. Die ständigen Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten machen die modernen Bäuerinnen selbstbewusst, ermuntern sie, neue Wege einzuschlagen und die eigenen Ziele mutig zu verfolgen.

Soziale Landwirtschaft

Die Steigerung des eigenen Wohlbefindens durch ein Leben im Einklang mit der Natur ist unumstritten. Diese Nähe zur Natur suchen in der heutigen schnelllebigen Zeit immer mehr Menschen und finden Ruhe und Erholung in landwirtschaftlichen Betrieben. Der respektvolle Umgang mit Tieren und Pflanzen muss von immer mehr Menschen leider erst wieder erlernt werden. Diese Aufgabe übernehmen vermehrt auch bäuerliche Familien. Im Jahr 2006 wurde die Sozialgenossenschaft „Mit Bäuerinnen lernen – wachsen – leben“ gegründet, um soziale Dienstleistungen wie Kinderbetreuung oder Seniorenbetreuung am Bauernhof umzusetzen. Daraus resultieren weitere Tätigkeitsfelder für die weiblichen Hofbewohnerinnen. Die Bäuerinnenorganisation erfüllt so die ihr zugedachte Aufgabe, soziale Bedürfnisse aufzugreifen und den bäuerlichen Familien zusätzliche Einkommensmöglichkeiten zu erschließen.

Schule am Bauernhof

Auch dieses Projekt zählt zu den Aushängeschildern der Südtiroler Bäuerinnenorganisation. Dabei verbringen Schülerinnen und Schüler einige Stunden auf einem der zertifizierten Lehrbauernhöfe, die auf bestimmte Themenbereiche spezialisiert sind. Die Kinder erleben zum Beispiel das Brotbacken, die Herstellung von Butter oder helfen bei der Kartoffelernte. Sie erfahren den respektvollen Umgang mit Nahrungsmitteln, sehen Tiere in natürlicher Umgebung und lernen die Arbeitswelt der bäuerlichen Bevölkerung besser kennen.

Gemeinsamkeit

Eine im Zeichen der Zeit stehende Einrichtung der Südtiroler Bäuerinnenorganisation ist die „Lebensberatung für die bäuerliche Familie“. Ehrenamtlich tätige Frauen und Männer aus ganz Südtirol bieten Gespräche bei Konfliktsituationen, seien es Schwierigkeiten zwischen den verschiedenen Generationen, bei Hofübernahmen oder anderen Problemen, die den Bäuerinnen und Bauern ihren Lebens- und Arbeitsalltag erschweren. Die landwirtschaftlichen Familien werden mit ihren Sorgen und Nöten nicht alleine gelassen und finden Hilfe und Ansprechpartner in schwierigen Situationen.

Auch wenn die Südtiroler Bäuerinnenorganisation in ihren Grundfesten für die öffentliche Interessensvertretung der Landwirtinnen, für die Aus- und Weiterbildung und die Bewahrung der Traditionen steht, wird natürlich auch das Gesellige nicht außer Acht gelassen. Es stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl der Mitglieder und fördert gemeinsame Interessen. Die Bäuerinnen aller Altersschichten kommen in den Genuss vielseitiger Reiseangebote aus den Bereichen Kultur und Erlebnis und können bei Erholungs- und Gesundheitswochen neue Kraft für ihre zahlreichen Aufgaben tanken.

Jede auf ihre Art

So wie jeder Hof durch sein Erscheinungsbild einzigartig ist, so muss auch jede bäuerliche Familie ihren eigenen Weg gehen und die richtige Spezialisierung für sich finden. Die wichtige Rolle der Frauen dabei ist unumstritten. Die Bäuerinnen identifizieren sich mit ihrer Arbeit, vermitteln eine gewachsene Lebensweise, pflegen die überlieferten Werte und Traditionen und geben diese an die nächste Generation weiter. Sie dürfen und sollen das auf ihre eigene und ganz spezielle Art und Weise tun. All das macht die Bäuerinnen zu etwas ganz Wertvollem und bedeutet „heint zu Tog Bäuerin sein“.



Schwester des Ursulinenordens beim Gebet
Foto: A. Aschauer

FRAUENLEBEN MIT BERUFUNG – NONNENKLÖSTER IN TIROL

Andrea Aschauer

Den Begriffen „Nonne“ und „Nonnenkloster“ hängt irgendwie etwas seltsam Antiquiertes an. Die Gedanken wandern zu verschleierte Frauen, enthaltsamem, schweigsamem Leben in Armut, Gehorsam und Keuschheit, zu Chorgebet und Weihrauchschwaden, Weltentrücktheit und Hingabe.

Mögen auch einige dieser Zuschreibungen stimmen, ist das Dasein einer Nonne oder das Leben in einem Nonnenkloster damit nicht einmal ansatzweise erklärt. Wirft man einen etwas genaueren Blick in die Tiroler Frauenklöster und den Alltag der dort lebenden Schwesterngemeinschaften, erschließt sich ein außergewöhnliches, interessantes und bemerkenswertes Frauenleben mit Berufung.

Die Lebenskonzepte von Klosterfrauen sind keineswegs entrickt oder anachronistisch. Die Frauen entscheiden sich für ein Leben als Mensch und Frau im Prozess von Selbstwerdung und Hingabe, in Gemeinschaft, Gebet und dem Dienst an den Mitmenschen.

Der Eintritt in ein Kloster bedeutet nicht, vom ersten Tag an den Orden gebunden zu sein. Kaum eine Institution gibt ihren Aspirantinnen so viel Zeit, um die Entscheidung für einen Eintritt zu überprüfen. Acht Jahre dauert beispielsweise das Noviziat bei den Herz-Jesu-Schwestern. In dieser Zeit sind die Novizinnen in den Ablauf des Klosters vollkommen integriert, haben aber immer noch die Möglichkeit, von einem dauerhaften Klosterleben Abstand zu nehmen. Erst nach eingehender Prüfung legen die Anwärterinnen in der Profess die „ewigen Gelübde“ ab, mit denen sie eine unauflöslche Verbindung mit Gott und dem Orden eingehen.

Dieses Gelöbniß bezeichnet eine Tiroler Klosterfrau als besonders wertvollen Akt. Durch die Annahme des Eides würde man den Ordensleuten großes Vertrauen entgegenbringen, dieser Aufgabe auch gewachsen zu sein. Man werde dadurch von der Kirche und der Klostersgemeinschaft ernst genommen und die Selbstachtung dadurch gestärkt. Die Ordensfrau wirft damit auch ein etwas anderes Licht auf die gegenwärtig häufig und kontrovers diskutierte Frage des Zölibats. Nach ihrer Sichtweise lege jede Ordensfrau, jeder Ordensmann und jeder Weltpriester diesen Eid aus freien Stücken ab und sei sich dabei der damit verbundenen Grundsätze, Regeln und Verpflichtungen bewusst. Eine spätere Infragestellung würde für sie selbst bedeuten, ihre persönliche Entscheidung nicht ernst zu nehmen, sie ihr nicht zuzutrauen und damit an Wert und Würde zu schmälern.

Berufung als Lebensentscheidung

Die Beweggründe für Frauen, einer Ordensgemeinschaft beizutreten, sind vorwiegend religiöser und sozialer Natur. Die

„Berufung“, das Leben in einer Ordensgemeinschaft in den Dienst des Glaubens und der Kirche zu stellen und damit nicht nur Gott, sondern auch allen Menschen zu dienen, ist das Fundament jedes monastischen Lebens. Das regelmäßige Gebet und die Hingabe an Gott ist dabei maßgebend.

Die Klosterfrauen Tirols üben dieses geistliche Leben in aktiven oder kontemplativen Ordensgemeinschaften aus.

Vita activa

Das Apostolat der aktiven Frauenorden ist vielfältig. Sie widmen sich der Kranken- und Altenpflege, der Sozialarbeit, der Erziehung und Bildung sowie weiteren karitativen Tätigkeiten und Dienstleistungen am Menschen. In Nord- und Osttirol prägten die Ordensgemeinschaften der Barmherzigen Schwestern in Zams und Innsbruck, der Benediktinerinnen in Scharnitz, der Dominikanerinnen in Lienz, der Kreuz- und Terziarschwestern in Hall und der Ursulinen in Innsbruck diese für eine funktionierende Gesellschaft



„Braut Christi“ beim Gebet

Foto: A. Aschauer

essentiellen Wirkungskreise über Jahrhunderte. Kaum ein sozialer Bereich wurde nicht von Frauenklöstern unterstützt und getragen. Erst die zunehmende Säkularisierung der modernen Welt mit einem allgemeinen Rückgang geistlicher Berufe im Laufe des 20. Jahrhunderts ließ auch die Anzahl der Klosterfrauen in den Gemeinschaften sinken und damit die Möglichkeit, ihre Aufgaben weiter zu erfüllen.

So übergaben beispielsweise die Ursulinen nach über 300 Jahren Tätigkeit in der Bildungsarbeit für Mädchen und Frauen 2012 das „Wirtschaftskundliche Realgymnasium Ursulinen“ an einen neuen Schulerhalter. Die jüngste der 11 im Kloster lebenden Schwestern ist 75, es gibt keine Novizinnen, weshalb der Konvent nun ruhigen Gewissens diesen Schritt setzte. Ihre Pionierarbeit, die 1691 mit der Eröffnung der ersten Mädchenschule in der Stadt Innsbruck begann, hatte Früchte getragen. Andere Frauenorden taten es ihnen gleich und sicherten zumindest einem Teil der weiblichen Bevölkerung die Möglichkeit einer Bildung über die Volksschuljahre hinaus und förderten damit die wachsende Selbständigkeit von Frauen.

Auch für die Klosterfrauen, die sich der „Vita activa“ verschrieben haben, bilden die gemeinsame Eucharistiefeier und bestimmte Gebetszeiten, die spirituelle Mitte, wenn auch aufgrund der zusätzlichen Funktionen in geringerem Ausmaß.



Marie de Jésus Deluil-Martiny (1841-1884), Gründerin der Töchter des Herzens Jesu

Foto: wikipedia, freies Dokument (GNU-Lizenz)

Von außen betrachtet könnte man nun meinen, die Arbeit der aktiven Orden wäre zeitgemäßer und realistischer als jene der kontemplativen Gemeinschaften. Den Stellenwert der kontemplativ ausgerichteten Klöster sollte man aber gerade in unserer schnelllebigen Zeit nicht unterschätzen. Zu diesen „Klausurorden“ in Tirol zählen der Karmel St. Josef und St. Teresia in Innsbruck/Mühlau, die Ewige Anbetung in Innsbruck, die Salesianerinnen im Kloster Thurnfeld in Hall, die Schwesternschaft vom Heiligen Kreuz in Silz und die Töchter des Herzens Jesu in Hall. Sr. Maria Theresia aus dem Herz-Jesu-Kloster in Hall gibt genauere Einblicke in ein „Vita contemplativa“.

Vita contemplativa

Die Klausur der Töchter des Herzens Jesu ist, verglichen mit anderen Orden Tirols, sehr rigoros. Die derzeit sechs Schwestern, zu denen eine Novizin gehört, verlassen das Kloster nur in Ausnahmefällen bei persönlich notwendigen Behördengängen oder Arztbesuchen. Auch ihre Familien besuchen die Schwestern meist nicht mehr. Sr. Maria Theresia war beispielsweise seit ihrem Eintritt vor beinahe 30 Jahren nie mehr zu Hause. Sie betont jedoch, dass sie dieses Leben nicht führen MÜSSE, sondern DÜRFE und gerade durch die intensive Strukturierung des Alltages ein großes Maß an innerer Freiheit bekomme.

Das Leben der Schwestern ist in eine feste Tagesordnung eingebunden, in der sich Arbeit, Gebet und Erholung in einem ausgewogenen Rhythmus miteinander abwechseln.

Die Töchter des Herzens Jesu sehen ihre Berufung in der gemeinschaftlichen Anbetung. Durch die Stille und das gemeinsame Gebet treten sie in Verbindung mit Gott. Außer in der Nacht und in der Mittagszeit wechseln sich die Frauen halbstündlich in der Eucharistischen Anbetung vor dem Allerheiligsten in der Stiftskirche ab. Dies würde diesen Ort der Stille in einer besonderen Art lebendig halten. Für Sr. Maria Theresia und ihre Mitschwestern ist ein kontemplatives Leben keineswegs als passiv anzusehen, sondern „voll von innerer Aktivität“, wie es bereits der Kirchenvater Gregor der Große im 6. Jh. n. Chr. betont hat.

Die Gründerin der Herz-Jesu-Schwestern, Marie de Jésus Deluil-Martiny (1841-1884), gab ihren Nachfolgerinnen mit auf den Weg, dass ihr gesamtes Dasein Botschaft sein sollte. Dies schließt auch die Ordenskleidung mit ein, die die innere Einstellung zum Ausdruck bringt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit sowie die Bindung an die eigene Profess verstärkt. Nach außen hat das Ordenskleid zeichenhaften Charakter und symbolisiert das Bekenntnis der Trägerinnen zu ihrem Glauben.

Die Ordenstracht der Töchter des Herzens Jesu ist vollkommen weiß mit einem langen Schleier und Kopfgebilde, das nur das Gesicht frei lässt. Im Volksmund werden die Schwestern deshalb bis heute „Weiße Tauben“ genannt.

Meine Großmutter erzählte mir, dass sie jahrelang versucht hat, einen Blick auf das Gesicht einer der Schwestern zu werfen, wenn sie zur Anbetung in der Kirche erschienen oder diese verließen. Nie war es ihr möglich, da die Klosterfrauen bei ihren Gebeten in der Kirche einen zusätzlichen Schleier vor das Gesicht zogen.

Heute wird dies nicht mehr praktiziert, allerdings vermeiden die Schwestern beim Betreten und Verlassen der Kirche Augenkontakt mit der Umgebung. Durch den gesenkten Blick wären sie vor Ablenkungen und Abschweifungen durch das Umfeld gefeit – die Einstimmung auf das Gebet so erleichtert. Sr. Maria Theresia sieht in der Verschleierung früherer Jahre und der allgemeinen Abgeschiedenheit ihres Konventes ein Symbol für die „innere Klausur“, die weniger für die Außenwelt, als vielmehr für die einzelnen Schwestern selbst gelten sollte. Erst diese innere Klausur ermögliche eine Konzentration auf das Wesentliche, auf das Innere und eine Vorbereitung auf die Begegnung mit Gott im Gebet, ohne ablenkende Eindrücke und Gedanken.

Die Herz-Jesu-Schwester zählen zu den wenigen Ordensgemeinschaften, deren Ordenskleid seit der Gründung keine Veränderung erfuhr. Die Tracht von Frauenorden ging ursprünglich aus der allgemeinen Kleidung einfacher Bevölkerungsschichten hervor. Die „Haube“ kennzeichnete auch eine verheiratete Frau früherer Jahrhunderte, der schwarze Schleier eine Witwe. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil vereinfachten viele Klöster ihre Tracht und nahmen wieder Anleihen an der allgemein üblichen Zivilkleidung, wie einfachen Röcken und Blusen oder Kleidern. Die Schleier wurden kürzer und zeigten sogar einen Haaransatz, was für Nonnen früherer Generationen undenkbar war. Heute fehlt in einigen Orden häufig eine verbindliche Tracht bzw. wird sie nur zu festlichen Ereignissen getragen. Viele Tiroler Klosterfrauen sind rein äußerlich nicht als solche erkennbar, sie tragen Jeans, T-Shirt und Turnschuhe.

Die Schwestern leben in einer demokratischen Gemeinschaft, aus deren Mitte eine von ihnen zur Oberin auserwählt wird.

Sr. Maria Theresia, die selbst neun Jahre lang dem Herz-Jesu-Kloster vorstand, betont, dass die Rolle einer Oberin jener einer guten Mutter entspreche, die niemals herrschen, sondern für die anderen da sein würde.

Das „Muttersein“ im Sinne einer geistigen Mutterschaft für alle Menschen sei gleichermaßen eine der Aufgaben für jede Ordensfrau. Auch sie empfangen und geben Leben weiter.

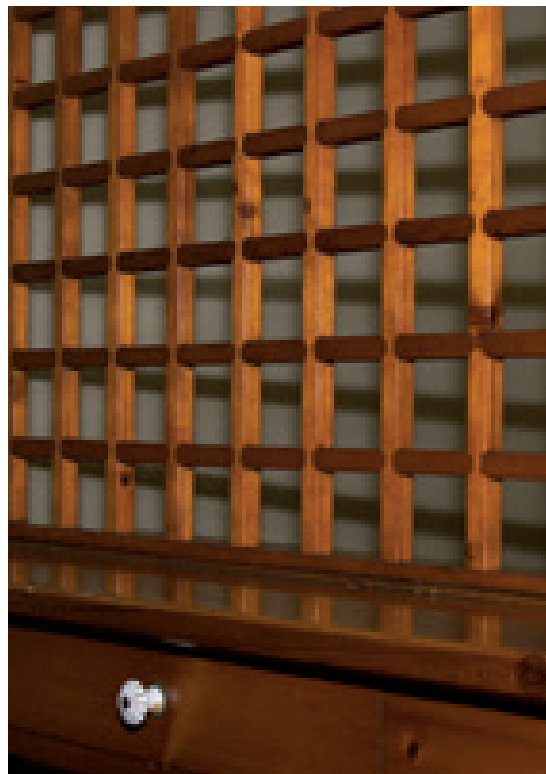
Fern und doch nahe der Welt

Die Berufung zum Leben im Kloster ist keine Entscheidung gegen die Welt, sondern ganz gegenteilig FÜR die Welt, da die Gedanken und Gebete der Schwestern immer in Verbindung mit den Menschen außerhalb der Klostermauern stehen.

Die Töchter des Herzens Jesu erhalten zahlreiche schriftliche Bitten um ein Gebet, Menschen kommen mit ihren Gebetsanliegen an die Pforte und bitten die Schwestern, diese zu übernehmen. Die Karmelitinnen in Mühlau bieten an, Gebetsanliegen per Mail zu übersenden mit dem Hinweis „Gerne beten wir mit Ihnen und für Sie in Ihren Anliegen und Nöten“.

So sind auch die in Klausur lebenden Klosterfrauen mit den Sorgen, Problemen und Nöten der Menschen innig verbunden.

Die Nonnen in den Tiroler Klöstern leben ihre Berufung vielfältig: als Frauen, die lehren, pflegen, betreuen oder für andere beten. Gemeinsam ist allen Ordensfrauen in Tirol ein außergewöhnliches Lebenskonzept, das wirklich nur auf den ersten Blick nicht mehr zeitgemäß erscheint.



Gitter im Sprechzimmer des Herz-Jesu-Klosters in Hall
Foto: A. Aschauer



Pfortenklögel Herz-Jesu-Kloster Hall
Foto: A. Aschauer



Rauchfangkehrermeisterin Gabriela Schiestl auf den Dächern, die ihre Welt bedeuten.
Foto: privat

VON WEGEN SCHWARZE MANDER ... „ICH BIN KEINE SENSATION MEHR“

Renate Linser-Sachers

Von 60 Rauchfangkehrerbeetrieben in Tirol mit etwa 230 Mitarbeitern stehen immerhin vier Unternehmen unter weiblicher Meisterführung. Warum auch immer ist keiner dieser Betriebe in der Stadt oder im Oberland angesiedelt. Gabriela Schiestl aus Ramsau im Zillertal, Baujahr 1965, ist eine der Damen, die in dieser Branche ihren Mann steht. Und – wenn in der Schule auch noch belächelt – selbstbewusst ihren erfolgreichen Weg gegangen und überzeugt davon ist, heute gar keine Sensation mehr zu sein.

Nicht so jedoch für die Redaktion von Panoptica ...

Panoptica: Sie arbeiten in einer Domäne, die landläufig den Herren der Schöpfung zugeordnet wird. Eine antiquierte Meinung?

Gabriela Schiestl: Generell befinden sich mittlerweile in vielen technischen Berufen Frauen in Führungspositionen, technisches Verständnis ist nicht nur den Männern vorbehalten. Wir Frauen müssen uns jeden Tag mit Technik auseinandersetzen – sei es im Beruf oder im Haushalt. Bei uns Rauchfangkehrern ist die weibliche Präsenz sicher nicht so zurückhaltend, weil Frauen nicht im Stande sind, diesen Beruf auszuüben. Vielmehr ist es schwierig, diese Tätigkeit mit Kindern und Familie unter einen Hut zu bringen. Familienunfreundliche Arbeitszeiten sind das große Problem, außerdem kann man nur Vollzeit arbeiten oder gar nicht. Wir wenigen Frauen in Tirol haben dieses Muster durchbrochen und uns durchgesetzt. Sind aber natürlich immer noch in der überwiegenden Minderheit.

Panoptica: Wie haben Sie das geschafft?

Gabriela Schiestl: Ich habe den Betrieb 1996 von meinem Vater als rein klassischen Kaminkehrerbebetrieb übernommen und mit Umstrukturierungsmaßnahmen gestartet. Weitere Bereiche installiert und Mitarbeiter ausgebildet. Praktisch das Erbe meines Vaters komplett umgekrempelt und das Unternehmen breiter und vielfältiger aufgestellt. Es kamen zum Beispiel Brennerservice, Kaminbau und Ofenverkauf dazu. Das alles war und ist zu bewerkstelligen mit einem guten Team an meiner Seite. Mit fünf Mitarbeitern habe ich in der Branche eine durchschnittliche Betriebsgröße.

Panoptica: Wie geht Ihr Männerteam mit seinem weiblichen Boss um?

Gabriela Schiestl: Meine Mitarbeiter haben überhaupt kein Problem mit mir als Chefin. Je nach Situation und Stimmung ist abwechselnd eine starke bzw. unterstützende Führung gefragt.

Panoptica: Welche vor allem körperliche Konstitution ist Voraussetzung, diesen Beruf ergreifen zu können?

Gabriela Schiestl: Man muss bestimmt kein Bodybuilder-Typ (wie die sehr zierliche Gabriela beweist), aber auf alle Fälle schwindelfrei sein und darf keine Höhenangst haben. Denn Kamine werden heute vor hundert Jahren überwiegend vom Dach aus gekehrt. Ganz wichtig ist Kontaktfreude und Aufgeschlossenheit den



Vom Büro aus wird ein wohl einzigartig persönlicher Kundenkontakt gepflegt

Foto: Renate Linser-Sachers

Menschen gegenüber. Eine gewisse Schlagfertigkeit schadet sicher auch nicht, haben doch sowohl Kollegen als auch männliche Kunden immer wieder den einen oder anderen – auch schlüpfrigen – Spruch parat. Darauf muss Frau gefasst sein und dann schnell verbal reagieren. Sie (die Männer, Anm.) können es halt nicht lassen, ihre Grenzen auszuloten.

Panoptica: Wie gestaltet sich die Ausbildung zum Rauchfangkehrer?

Gabriela Schiestl: Wie jeder andere Lehrberuf auch – nach drei Lehrjahren folgt die Gesellenprüfung, nach zwei Jahren als Gesellin die Möglichkeit, die Meisterprüfung abzulegen. Auch die Lehre mit Matura wäre machbar. Der Andrang, Rauchfangkehrer werden zu wollen, ist leider mehr als überschaubar. Bei Mädchen sowieso, aber auch generell. Ich war damals in der Berufsschule weit und breit das einzige weibliche Wesen. In Bälde muss ich mich auf die sicher nicht einfache Suche nach einem Lehrling machen, da einer meiner Mitarbeiter in ein paar Jahren in Pension gehen wird.

Panoptica: Und wie kamen Sie auf die Idee, diesen Beruf zu ergreifen?

Gabriela Schiestl: Vorbelastet durch meinen Vater, ich war von klein auf mit dem Kaminkehren konfrontiert. Und fasziniert von den schwarzen Herren, die immer draußen sein konnten. So habe ich schon in der Hauptschule erklärt, was ich lernen möchte – was von meinen Mitschülern mit schallendem Gelächter quittiert worden war. Auch meine Eltern haben nicht wirklich daran geglaubt. Aber ich wollte mit den Händen arbeiten und am Abend sehen, was ich gemacht habe. Ich fand und finde diese Vorstellung einfach schön. Und ich habe diese Entscheidung nie bereut, ich habe für mich den Traumberuf erwischt und alles richtig gemacht.

Panoptica: Ruß verschmiert Gesicht und Hände, die Kleidung schwarz, das Schuhwerk derb, der Kehrbesen geschultert – so im Kopf eingenistet das optische Bild des Kaminkehrers, das sich schwer mit Weiblichkeit verbinden lässt...

Gabriela Schiestl: Das mag sein, beim Kamin kehren stimmt dieses Bild heute noch. In der Stadt mit vielen Gasheizungen wird man gar nicht mehr so rußig, am Land, wo noch verstärkt mit Holz geheizt wird, schaut man auch dementsprechend aus. Bei Abgasmessungen kommen wir jedoch im weißen Arbeitsmantel mit sensiblen Messgeräten in der Funktion als Techniker. Die Weiblichkeit geht aber da wie dort nicht verloren. Der Umgang mit Ruß, den die Arbeit nun mal mit sich bringt, hat mich noch nie gestört. Am Abend wird ja geduscht und die Haare frisch gewaschen. Dann ist Frau auch optisch wieder da.



Gabriela Schiestl hat sich in der rußigen, luftigen Männerdomäne ihren Platz erobert.

Foto: privat

Nicht zu vernachlässigen ist die Tatsache, dass Ruß im Gesicht auch ein bisschen schützt und man sich – immer von Männern umgeben – nicht mehr so angreifbar fühlt. Ich kann mich gut daran erinnern, wie ich als junges Mädchen bei untergriffigen Bemerkungen gleich errötete und dann sehr froh über dieses Schutzschild war.

Panoptica: Welche Funktionen übt der moderne Rauchfangkehrer heute aus?

Gabriela Schiestl: Natürlich haben wir immer noch die Aufgabe, den Ruß aus Kaminen und Feuerstätten zu entfernen. Als Kaminfachmänner/Frauen sind wir auch Heiz- und Energieberater als Bindeglied zwischen dem Hausbesitzer und der Behörde. Wir müssen über die neuesten Techniken und die sich ständig ändernden gesetzlichen Vorschriften Bescheid wissen. Zudem Abgasmessungen durchführen und diese auch befunden sowie jeden neuen Kamin abnehmen und ein Kamingutachten erstellen. Feuerbeschauen und Hauptüberprüfungen fallen ebenfalls in unseren Kompetenzbereich. In gewisser Weise sind Rauchfangkehrermeister eine Behörde. Das Berufsbild hat sich also im Laufe der Zeit umfangreich geändert und ändert sich laufend weiter. Es sind immer wieder neue Heizungsanlagen auf dem Markt, auf die man sich einstellen muss. Bei uns handelt es sich eher um Berater, die in allen Belangen rund ums Heizen Bescheid wissen sollten. Fortbildung gehört somit zur täglichen Arbeit. Den typischen Rauchfangkehrer, der nur noch Kehrtätigkeiten ausübt, gibt es eigentlich nicht mehr.

Panoptica: Wie sehr sind Sie in Umweltschutz- und Energiefragen eingebunden?

Gabriela Schiestl: Unsere Kunden erhalten von meinen Mitarbeitern und mir tagtäglich rechtliche Auskünfte und nützliche Tipps rund ums Heizen. Wir als Rauchfangkehrer haben den großen Vorteil, in diesen Angelegenheiten völlig unabhängig beraten zu können. Die Menschen nutzen diese Möglichkeit gerne, Ihnen ist unsere Meinung wichtig. Auch für die Bürgermeister der Gemeinden sind wir erster Ansprechpartner, wenn es um Brand- und Umweltschutz geht. Es gibt ja immer wieder schwarze Schafe, die alles möglich verheizen und damit unsere Umwelt belasten. Wir haben die fachliche Kompetenz und die Gerätschaft, beim Kunden vor Ort einen Asche-Schnelltest durchzuführen und festzustellen, ob Müll verbrannt wird.

Panoptica: Sie agieren im Innungsausschuss als Frau unter „schwarzen Mandern“ – können Sie sich hier aktiv einbringen oder sehen Sie sich eher in der Rolle der Quotenfrau?

Gabriela Schiestl: In meinem Beruf etwas zu bewegen, war mir immer schon wichtig, daher habe ich mich sehr früh im Innungs- und Werbeausschuss engagiert. Ich will wissen, was läuft und ich will vorne dabei sein, um News aus erster Hand zu erfahren. Im Innungsausschuss lasse ich mich gerne für Werbung und karitative Angelegenheiten einspannen. Mir macht's Spaß und die Herren Kollegen sind froh,

sich darum nicht kümmern zu müssen. So lief zum Beispiel von Jänner bis März 2016 ein Werbespot eine Minute vor „Tirol heute“ – also zur besten Sendezeit. Zu meinen Aufgaben gehört auch die Betreuung der Kinderstadt „colorino“ mit dem Hauptziel, ein positives Bild unseres Berufsstandes nach außen zu transportieren. Ich erfülle daher nicht die so genannte Quote, sondern habe mir diese Position erarbeitet.

Panoptica: Welche Legende liegt dem Kaminkehrer in seiner Rolle als Glücksbringer zugrunde?

Gabriela Schiestl: Ursprünglich waren die Rauchfangkehrer Wandergesellen aus Italien, die von Ort zu Ort gezogen sind und Kamine und Öfen gereinigt haben. Ihre Arbeit hat viele Brände und Schäden an Leib und Leben verhindert. Die städtische Bauweise „Haus an Haus“ hatte im Brandfall zur Folge, dass gleich ganze Straßenzüge vernichtet wurden. Daher galt und gilt der Rauchfangkehrer früher wie heute als Glücksbringer. Irgendwann wurden die Wandergesellen mit Unterstützung der Stadtführung sesshaft und der Berufsstand gegründet. Auch heute noch basiert unsere Arbeit auf der gesetzlichen Vorgabe des Landes Tirol. Kehrfristen etwa werden vom Gesetzgeber genau vorgegeben. Darauf, dass unser geschichtsträchtiger Beruf Glück bringen soll, bin ich stolz. Und wenn wir mit Neujahrswünschen in Verbindung gebracht werden oder auf der Straße berührt werden, ist das doch eine schöne Tradition.

Panoptica: Kamine zu kehren ist also ein gesetzlicher Auftrag – mit welchen auch negativen Erlebnissen verbunden?

Gabriela Schiestl: Natürlich gibt es den einen oder anderen Kunden, der unsere Arbeit aus welchen Gründen auch immer nicht für sinnvoll erachtet. Ein Hauptgrund mag sein, dass der Rauchfangkehrer automatisch vier Mal im Jahr ins Haus kommen muss, da er ja verpflichtend Kontrollen durchzuführen hat. In den meisten Fällen jedoch sind die Leute froh über unseren Besuch. Kommt dann noch eine Frau, die parallel dazu Chefin ist, gilt das noch mehr. Speziell für ältere Menschen ist der Besuch des Rauchfangkehrers das soziale Highlight, wo das eine oder andere nette Gespräch geführt wird und man schon auch auf den gedeckten Frühstückstisch oder Kaffeetisch trifft. Dann sind wir oft ein bisschen Psychologin, hören zu, trösten und werden nach Ratschlägen gefragt.

Panoptica: Verklärte Erinnerung aus Kindheitstagen: Der Kaminkehrer kündigt seinen Besuch mit einer kreidegezeichneten Leiter samt Datum und Uhrzeit an. Was Ihnen wohl ein mitleidiges Lächeln entlocken dürfte...

Gabriela Schiestl: Ich kenne das auch von früher, in meiner Firma wird das aber nicht praktiziert. Ich dürfte wohl eine der wenigen sein, die Termine ausschließlich durch persönlichen Kontakt vereinbart. Durch dieses so genannte „Ansaugen“ kann die Kundennähe – trotz technisierten Zeiten - immer noch aufrechterhalten werden. Ich kenne nach mehr als 20 Jahren fast alle meine Kunden schon an der Stimme und umgekehrt sie mich auch.

Panoptica: Wie sieht Ihr typischer Arbeitsalltag aus?

Gabriela Schiestl: Er beginnt sehr früh um 6.00 Uhr mit einer Besprechung und der Arbeitseinteilung. Danach fahren meine Mitarbeiter zu den Kunden, ich sitze dann hauptsächlich im Büro und erledige administrative Tätigkeiten

oder bin bei Vorortberatungen der Kunden, bei Feuerbeschauen etc. Wie man sich vorstellen kann, „hänge“ ich viel Zeit am Telefon, um mit jedem einzelnen Kunden zu reden und den Kehrtermin zu vereinbaren. Da hat sich im Laufe der Jahre ein wunderbares gegenseitiges Vertrauensverhältnis aufgebaut. Ebenso natürlich zu meinen Mitarbeitern, denen mit Selbstverständnis der Schlüssel einfach hinterlegt wird, wenn niemand daheim ist. Das ist für mich die zwischenmenschliche Maxime, die erreicht werden kann.

Panoptica: Zum Schluss bitte noch ein aufklärendes Wort. Kaminkehrer, Rauchfangkehrer, Schornsteinfeger – wie lautet hierzulande die offizielle Bezeichnung Ihres Berufsstandes?

Gabriela Schiestl: Seit 2015 haben wir eine neue Bezeichnung. Wir sind nun „Der Tiroler Kaminfachmann bzw. „Die Tiroler Kaminfachfrau“. Was zwar die Vielfältigkeit des Berufs wesentlich genauer trifft wie Rauchfangkehrer, jedoch die Titulierung im Innungsausschuss nicht meinem Wunsch entsprach. Da konnte ich mich nicht durchsetzen.

Und dabei verdrehen sich die Augen etwas gen Himmel, Anmerkung der Redakteurin, die sich für einen Blick hinter die gar nicht so schwarzen Kulissen einer Tiroler Kaminfachfrau herzlich bedankt.



Fachkompetenz rund ums Thema Heizen, die auf den (Besprechungs-)Tisch kommt.

Foto: Renate Linser-Sachers

Wie spare ich Heizungsmaterial?

Bangen Herzens wird wohl manche Familie dem Nahen des Winters entgegengesehen haben; denn durch Ursachen verschiedener Art entstand bei uns eine Kohlennot und Kohlenenteuerung, wie sie größer wohl lange nicht dagewesen ist. Die Preise stiegen derartig in die Höhe, daß viele Familien immer noch zögerten, ihren Bedarf für den Winter zu decken, bis sie schließlich einsahen, daß ein Fallen der Kohlenpreise vorläufig nicht zu erwarten war. Doch nun war guter Rat teuer; trotz schweren Geldes waren diese „schwarzen Diamanten“ kaum zu erhalten, so daß viele Familien nun versuchen mußten, mit einem geringeren Vorrat durch den Winter zu kommen. Die Frage: „Wie spare ich Heizungsmaterial?“ ist daher wohl am Platze und äußerst zeigemäßig. Ich will im nachfolgenden einige Winke geben. Die äußerst einfacher Art sind, so daß sie in jedem Haushalte ohne irgendwelchen Kostenaufwand ausgeführt werden können. Schon von selbst wird eine jede Hausfrau jetzt bemüht sein, möglichst sparsam mit den Kohlen umzugehen. Wie versuchen es aber so viele? Da gibt es zunächst Haushaltungen, in denen man kein genügend erwärmtes Zimmer vorfindet, kein einziger Raum ladet zum gemütlichen Beisammensein ein. Daß solch ein Sparen an Heizungsmaterial keineswegs empfehlenswert und zur Nachahmung geeignet ist, wird wohl jedem klar sein; denn nicht nur allein die Annehmlichkeiten des eigenen Heims werden zerstört, sondern eine Schädigung der Gesundheit der Familienglieder kann leicht die Folge dieses Verfahrens sein. Weit häufiger als die angegebene Art und Weise zu sparen ist ein Brauch, der, unbewußt seiner Nachteile, gerade jetzt viel angewendet wird. Ängstlich bemüht sind jetzt viel, die Fenster geheizter Zimmer stets geschlossen zu halten,



damit, wie sie sagen, die Wärme nicht auf den Räumen entweicht. In solch fest verschlossenen Stuben entsteht bald eine äußerst schlechte Luft, die nicht nur der Gesundheit schädlich ist, sondern sich auch sehr schlecht erwärmen läßt. Viel schneller erhält man ein warmes Zimmer, wenn man die verbrauchte Luft, durch reine, frische ersetzt. Die Erneuerung der Luft vollzieht sich am besten durch Öffnen der Fenster und der Tür. Der entstehende Luftzug beseitigt schnell die alte Luft und füllt den Raum mit neuer, frischer, die sich in kurzer Zeit erwärmt. Heizungsmaterial verschwenden viel aber auch dadurch, daß sie auf die Kohlenglut direkt wieder neue Massen schütten. Die nun sich entwickelnden Gase, die ebenfalls Heizkraft besitzen, strömen fast unbenutzt zum Schornstein hinaus. Will man sich diese nutzbar machen, so bringe man die Kohlen nach möglicher Beseitigung der Glut ganz vorne auf den Rost. Die jetzt allmählich entstehenden Gase gelangen zur Mitte, entzündet sich und geben ihre Heizkraft ab. Ein in dieser Weise geheizter Ofen gebraucht weniger Feuerungsmaterial und kann bei ordnungsmäßiger Behandlung sehr schnell erwärmt werden. Alle Haushaltungen, die hier jetzt derartig verfahren, sind von dem Vorteil dieser Art

und Weise vollständig überzeugt und empfehlen letztere überall. Wer also in dieser teuren Zeit Heizungsmaterial sparen will, der beachte die angedeuteten Ratschläge. Ein mehrmaliger Versuch wird sicher lehren, daß durch Anwendung dieser unscheinbaren Mittel wirklich gespart wird. Oft hat man also auch in dieser Beziehung im Haushalte Gelegenheit zum Sparen!

Offenes Herdfeuer im 16. Jahrhundert

Quelle: Text aus dem Buch „Sei sparsam“, Extrabuch-Verlag. Das Buch wurde bereits 1906 zum 12. Mal aufgelegt



Foto: Silvia Albrich

FRAUEN UND DER TOD

Das Leben ist wundervoll. Es gibt Augenblicke, da möchte man sterben. Aber dann geschieht etwas Neues, und man glaubt, man sei im Himmel. (Edith Piaf)

Alexandra Plank

Meine erste Erinnerung an einen Berührungspunkt mit dem Thema „Frauen und Tod“ reicht weit zurück. Die Cousine, die bei uns in einer Wohnung unter dem Dach lebte, hatte in der Stube ein Bild hängen, das mich einerseits erschauern ließ, mich schon als Fünfjährige aber auch faszinierte. Es war in Braun- und Schwarztönen gehalten und hätte von einem der alten Meister stammen können. Nur hätte meine Cousine wohl nicht in Untermiete gewohnt, wenn es sich tatsächlich um ein Werk eines bekannten Niederländers wie Rembrandt, Vermeer oder Frans Hals gehandelt hätte. Auf dem Bild war ein junger Mann auf einem Pferd zu sehen, dem der Tod, schaurig verkörpert in Form eines Skeletts mit Fahne, sprichwörtlich im Nacken saß. Vor dem schicksalhaften Gespann schwebte eine Frau, einer Elfe gleich, nach der der Jüngling verzweifelt die Hand ausstreckte.

Es gibt zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen darüber, ob der Tod eine Frau sein könnte. Das ist auch insofern bemerkenswert, da die aufgestellte Behauptung, Gott könnte eine Frau sein, konservativen Kräften in Tirol schier den Verstand raubte und es heftige Kontroversen um die Aufstellung des Kunstwerkes „Grüß Göttin“ der Tirolerin Ursula Beiler gab. Dass der Tod eine Frau sein könnte, hat jedoch einen gewissen Reiz. Es sind die Frauen, die Leben schenken, somit würde die Rückkehr in den Schoß einer Frau einen Kreislauf beschreiben. Primär ist die Todesmacht in der Literatur ab dem Mittelalter aber eher männlich assoziiert, die Gegenkräfte stärker weiblich. Die Erde jedoch, in die hinein die Toten gelegt werden, wird mit dem Schoß einer Erdgöttin in Verbindung gebracht, in den hinein die Toten wie in den Mutterschoß, aus dem sie herausgekommen sind, wieder zurückgehen (Hiob 1,21); Forschungsprojekt, Gender und Tod, Bern 2013. Insgesamt bekommt der Tod in unserem Kulturkreis ab dem 12. Jahrhundert eine männliche Rolle. Während die weiblichen Todesfiguren den Tod noch positiv besetzten und für Geburt, Neubeginn und Verwandlung, für Anfang und Ende standen, wurde der Sensenmann zum nur mehr furchteinflößenden Todbringer und zur reinen Schreckensgestalt. Die Weißen Frauen, Schnitterinnen und Tödinnen verschwanden und es setzten sich der Sensenmann und die Farbe Schwarz durch: Die „Tödin“, die häufig auch als „Schnitterin“ mit einer Sichel und Ähre dargestellt wurde, entwickelte sich zum mächtigen Krieger und die Pest-Epidemien, der „Schwarze Tod“, legten das Bild des alles zerstörenden Sensenmanns nahe.

Geburt und Tod, das sind die beiden zentralen Punkte unseres Lebens, der Anfang und das Ende, bei denen uns im Grunde kein Mitspracherecht eingeräumt wird. Trefflich wird das im folgenden alten Gedicht ausgedrückt, dessen Herkunft nicht restlich geklärt scheint.

Ich bin und weiß nicht wer.
Ich komm' und weiß nicht woher.
Ich geh', ich weiß nicht wohin.
Mich wundert, dass ich so fröhlich bin!

Wenn ich wüsste, wer ich bin.
Wenn ich ging und wüsste wohin.
Wenn ich käm' und wüsste woher.
Ob ich dann wohl traurig wär?

Lernen, auch sterben lernen

Kein Wunder, dass die bekannte mährisch-österreichische Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach eine lebenslange Entwicklung so formulierte: „Wir müssen immer lernen, zuletzt auch noch sterben lernen.“ Ich kann mich aber auch



Foto: Skills aus dem Film „Vollenden“

an meine erste Tote erinnern, das war die Großmutter einer Verwandten von mir, die damals noch im Bauernhof in einer Stube aufgebahrt wurde. Der Tod kam mir damals nicht sonderlich spektakulär vor, da lag eine schön gekleidete Frau, die den Eindruck erweckte, als ob sie friedlich schlafen würde. Richtig emotional gepackt wurde ich von diesem Thema erst, als meine Freundin aus dem Oberstufengymnasium, die an einer unheilbaren Krankheit litt, mit mir zu studieren begann. In einem Seminar machte uns der Professor darauf aufmerksam, dass unsere Zukunftschancen mit unserer Studienwahl (Politik) nicht berauschend seien. Ihr Kommentar war trocken: „Das ist in meinem Fall egal, das erlebe ich ohnehin nicht mehr.“ Tatsächlich starb sie in den Ferien des ersten Semesters. Ich konnte sie nicht mehr sehen, weil ihre Familie der Meinung war, es wäre besser, wenn wir sie „fröhlich“ in Erinnerung behalten würden. Wenn ich dadurch etwas gelernt habe, dann das, dass der Abschied etwas unendlich Wichtiges ist, weshalb auch die Arbeit der Hospizbewegung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Ich bekam dann aber doch meinen nachgereichten Abschied, als Gruß aus dem Jenseits. Wir waren große Fans von Lyrik und haben uns immer gegenseitig alle möglichen Zitate um die Ohren gehauen. Ich hatte immer auf André Hellers Aussage:

„Die wahren Abenteuer sind im Kopf und sind sie nicht im Kopf, dann sind sie nirgendwo“ beharrt. Das hatte regelmäßig zu erbitterten Disputen zwischen uns geführt. „Die Abenteuer musst du leben“, hatte sie immer gesagt. Und dass ihr dafür leider viel zu wenig Zeit bliebe. Ein Schauer durchfuhr mich, als ich ihre Parte las, die sie selbst aufgesetzt hatte, dort stand zu lesen: „Die wahren Abenteuer sind im Kopf und sind sie nicht im Kopf, dann sind sie nirgendwo.“ Doch im Grunde hielt ich es mit dem Tod so, wie die meisten Menschen, wenn er ins Leben tritt. Wenn man ihm nicht mehr ausweichen kann, dann beschäftigt man sich zwangsläufig einige Zeit mit ihm, um ihn ehemöglichst wieder irgendwo ganz hinten in der Rumpelkammer des eigenen Lebens zu verstauen.

Frau und Bestattung

Intensiver beschäftigte ich mich der Frage erst, als eine Freundin aus Jugendtagen Thanatologin wurde. Das kam mir schon recht eigenartig und am Anfang sogar makaber vor. Christine Pernlochner-Kügler hat es mittlerweile zu lokaler Bekanntheit gebracht, über ihr Bestattungsunternehmen „Bestattung und mehr“ hat die Schweizerin Susanne Eigenheer Wyler den Dokumentarfilm „Vollenden“ gedreht. Der Tiroler Erfolgsautor Bernhard Aichner ist bei Pernlochner-Kügler in die Lehre gegangen und hat bei ihr Anleihen für seine Thriller-Figur namens Blum genommen. Die Bestatterin rächt den Mord an ihrem Mann. Eine literarische Überfremdung also. Der Dokumentarfilm „Vollenden“ zeigt indes



Foto: Skills aus dem Film „Vollenden“

einfühlsam die Arbeit der Bestatterin auf, filmt sie aber auch privat und lässt sie über das Leben und den Tod philosophieren. Auch die Familie von Pernlochner-Kügler reagierte zuerst einmal irritiert auf ihre Berufswahl. Der Film zeigt, wie die Arbeit einer Thanatologin aussieht: Die Leichen werden für die offene Aufbahrung zurechtgemacht. Sie werden gereinigt, die Wunden versorgt und die Haare gekämmt. Dann werden sie angekleidet. „Wenn die Hinterbliebenen das aushalten, biete ich ihnen an, beim Ankleiden zu helfen. Oft ist diese Erfahrung wichtig, damit sie spüren, dass die Person nicht schläft“, sagt Pernlochner-Kügler. Im Idealfall macht der Tote einen friedlichen Eindruck. „Manchmal lächelt er sogar“, sagt die studierte Psychologin. Für Pernlochner-Kügler ist wichtig, dass man sich Pausen bei der Arbeit mit den Toten zugesteht, dass man auch sagt: „Das geht mir an die Nieren.“ Die Toten würden das zum Glück nicht mitbekommen. Sie erzählt, dass es bei den Verabschiedungen nicht nur ernst zugehe. „Man kann mit den Angehörigen auch lachen, muss aber realisieren, wann es Zeit ist, den Absprung zu schaffen. Sie können lachen und dann wieder todtraurig sein.“ Die Thanatologin bedauert, dass das Thema Tod mittlerweile zu sehr aus dem alltäglichen Leben verbannt werde. Die Menschen würden sich sehr schwer damit tun. Auch wenn sie täglich mit Toten zu tun hat, würde sie das Ableben eines nahen Angehörigen sehr treffen: „Wenn ich so abgestumpft wäre, dass mich das nicht betrifft, hätte ich etwas falsch gemacht“, sagt die Bestatterin, für die der Tod nicht Routine geworden ist. Pernlochner-Kügler bietet in ihrem Institut „Probierliegen“ im Sarg an. Und auch Kurse für Kinder. Hier erfahren sie etwa, wie viel von einem übrig bleibt, wenn man verbrannt wird, oder dass man die Asche zu einem schönen Kristall pressen lassen kann. Pernlochner-Kügler ist der Überzeugung, dass der Tod seinen Schrecken verliert, wenn man genau hinschaut.

Arbeiten in der Hospiz-Gemeinschaft

Genau hinschauen, das hat auch Alexandra Gruber-Fritz während ihrer Arbeit für die Hospiz-Gemeinschaft in Tirol gelernt. Acht Jahre lang hat sie Menschen als Krankenschwester begleitet, eingebettet in ein engagiertes Team bestehend unter anderem aus ÄrztInnen und PsychologInnen. Hospize sind ein Rastplatz für schwerkranke und sterbende Menschen und deren Angehörige. Auch wenn eine Heilung nicht mehr möglich ist, kann immer noch viel getan werden, um Leiden zu lindern und ein erfülltes und möglichst beschwerdefreies Leben bis zuletzt zu ermöglichen. Auf diese Weise kann man auch in einem kranken Körper „heil“ werden. Dieser Devise fühlt sich die Bewegung verpflichtet. Gruber-Fritz arbeitete vorher auf der Innsbrucker Klinik auf einer Station, wo sie vermehrt mit Krebspatienten zu tun hatte. „Diese Menschen wurden von mir längere Zeit betreut und sind dann ins Hospiz übersiedelt. In mir wurde der Wunsch wach, sie bis zum Ende begleiten zu dürfen.“ An der Arbeit im Hospiz habe ihr besonders die ganzheitliche Sicht der Menschen gefallen.

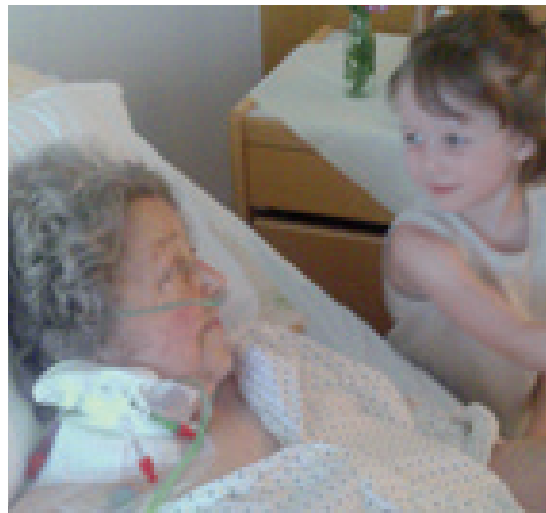


Foto: Oma mit Kind von Alexandra Gruber-Fritz



Foto: Tiroler Hospiz Gemeinschaft, Gerhard Berger

Besonders nachdrücklich hat sich bei ihr ein Bauer eingeprägt, dem sie, selbst schon hochschwanger, noch einen letzten Wunsch erfüllen konnte. „Er wollte seinen Bergbauernhof im Stubai noch einmal besuchen. Die Familie hat alles vorbereitet, der Ofen war eingheizt. Ich habe ihn begleitet und Medikamente für den Notfall mitgenommen. Er war einfach glücklich“, erzählt die Krankenschwester, die jetzt im Sozialzentrum Zirl arbeitet. „Ganz interessant war auch, dass es ihm wichtig war, die Seilwinde zu sichern. Das wollte er noch erledigt haben, bevor er stirbt.“ Jedes Jahr wird ein Ranking von den Dingen veröffentlicht, die Menschen auf dem Sterbebett bereuen. Oft sind da Dinge darunter wie zu viel gearbeitet und zu wenig gelebt zu haben. „Ich habe das ganze menschliche Spektrum erlebt: von Hochzeiten am Sterbebett über Versöhnungen, aber oft habe ich auch einfach erkannt, dass man nicht immer reden muss“, so Gruber-Fritz. Auch ihre Oma Anna Fritz wurde im Hospiz betreut. „Sie hat sich gewünscht, dorthin zu kommen. Sie kam als 85-Jährige mit akutem Nierenversagen ins Krankenhaus. Weil sich ihr Zustand zusehends verschlechterte und eine Besserung nicht mehr möglich schien, wünschte sie sich eine Betreuung im Hospiz, um dort ihre letzte Lebenszeit verbringen zu können. Doch erstaunlicherweise erholte sie sich wieder. Wie war das möglich? Die Nieren von Frau

Fritz hatten ihre Arbeit eines Tages eingestellt. Mit der Dialyse hätte diese Funktion zwar ersetzt werden können, aber Frau Fritz wollte diese Maßnahme nicht mehr. Sie war bereit zu sterben. Wider Erwarten erholte sich die Niere nach einigen Tagen wieder. Wenn ein Mensch eine lebenserhaltende Maßnahme nicht mehr will, so gilt es zu vermeiden, was schadet, zu lindern, was beschwert, zu fördern, was stärkt, zu trösten, was schmerzt, so lautet der Hospiz-Gedanke. Obwohl niemand mehr daran glaubte, erholte sich Anna Fritz in der Zeit im Hospiz von Tag zu Tag. „Mein Leben ist mir noch einmal geschenkt worden“, sagte Anna Fritz damals. Und dass es ein großes Wunder sei, dass sie jetzt mit ihren Lieben sogar wieder spazieren gehen könne. Sie starb ein Jahr später im Altersheim. Auf die Frage, ob Frauen ein besonderes Verhältnis zum Tod hätten, differenziert Alexandra Gruber-Fritz: „Wenn es um berufliche Professionalität geht, gibt es sicher keinen Unterschied. Aber privat sind es eher die Frauen, die nahe bei den Sterbenden sind und sie betreuen. Die Männer erledigen eher die anderen Dinge.“

Hilfe für die Hinterbliebenen

Maria Christ (70) aus Grinzens ist eine derjenigen, die immer als Erste erfährt, wenn jemand im Dorf gestorben ist. Vor etwa 15 Jahren hat sie das Vorbeten bei der Andacht für die Verstorbenen übernommen. „Meist rufen mich die Angehörigen an oder der Bestatter“, erzählt sie. „Das Beten vor dem Begräbnis ist sehr wichtig, ich versuche immer, nicht nur stur den Rosenkranz aufzusagen, sondern Texte zu finden, die zu dem Verstorbenen passen.“ Zentral ist für sie,



Skills aus dem Film "Vollenden", im Bild Christine Pernlochner-Kügler und Markus Ploner

dass die Angehörigen Trost erfahren. Die Anzahl der Betenden habe sich über die Jahre nicht dramatisch verändert, sagt Christ. „Man merkt aber sehr stark, wie sehr jemand im Ort integriert war. Es hat auch schon Gebete gegeben, da musste ich die Antworten fast auch noch dazubeten.“ Besonders nahe gehe ihr der Tod von Kindern oder jungen Menschen. Am schlimmsten sei für sie aber, wenn jemand Suizid begangen habe. „Der Gedanke, dass jemand überhaupt keine Hoffnung mehr hatte, ist furchtbar, für den Toten und besonders auch für die Hinterbliebenen.“ Zwei ihrer Schwestern sind schon gestorben, die erste in relativ jungen Jahren und doch recht unerwartet. „Es war zu Weihnachten und ich habe sie im Krankenhaus in Hall besucht. Als ich zuhause ankam, haben sie mich schon angerufen, dass sie gestorben ist.“ Die andere Schwester hat sie mit Unterstützung ihrer Familie bis zu deren Tod zuhause gepflegt. „Sie hat sehr gelitten, aber nicht aufgegeben. Meine Tochter hat dann zu ihr gesagt: Ich weiß, du bist eine Kämpferin, aber jetzt ist es Zeit loszulassen.“

Was die Beziehung von Frauen zum Tod angeht, stellt Christ fest, dass Frauen offener trauern, nicht umsonst gibt es in vielen Kulturen die Klageweiber. „Männer neigen eher dazu, zu versteinern“, sagt Christ. Sie selbst fürchte sich nicht vor dem Tod. „Ich glaube, dass es ein Leben nach dem Tod gibt“, sagt sie. Viele Menschen, die Nahtoderfahrungen gemacht haben, hätten das bestätigt. Und um zum Schluss doch auch einen Mann, nämlich den leider schon verstorbenen Liedermacher Ludwig Hirsch, zu Wort kommen zu lassen: „Der Tod ist ein Seitensprung, mehr a scho net, du schlafst ein, du wachst auf, nur in einem anderen Bett.“ Ein tröstlicher Gedanke, irgendwie.



Foto: Alexandra Plank



Foto: Tiroler Hospiz Gemeinschaft, Gerhard Berger



DIETRICH BONHOEFFER, 1906 - 1945
Theologe

Dietrich Bonhoeffer
gehört zu den herausragenden
Persönlichkeiten des deutschen Wider-
stands gegen den Nationalsozialismus
evangelische Theologe

„Bibliothek der Zivilcourage“
Foto: Marco Uschmann / epd Ö

IST SOZIAL SEIN UND EMPATHISCH AGIEREN EIN WEIBLICHES „DING“? BEISPIELE VON FRAUEN MIT ZIVILCOURAGE

Hans-Peter Kirchgatterer

Auf die im Titel gestellte Frage will ich anhand einer besonderen Einrichtung eines Linzer Studentenheimes eingehen.

Seit September 1995 gibt es das Evangelische Studentenheim (ESH) Linz, welches den Namen des deutschen, evangelischen Theologen, Pädagogen und Widerstandskämpfers Dietrich Bonhoeffer trägt, der am 9. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg getötet wurde.

Im Zusammenhang mit der Judenverfolgung formulierte er „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen“. Schließlich entschloss er sich mitzuhelfen, „dem Rad“ der Unterdrückungs- und Tötungsmaschinerie des NS-Regimes „in die Speichen zu fallen“.

In diesem Studentenheim entwickelt sich seit 2008 die „Bibliothek der Zivilcourage“.

Anlass war zum einen das Gedenken an den 100. Geburtstag des in Innsbruck geborenen und dort in der Evangelischen Christuskirche getauften Robert Bernardis, welcher der militärischen Widerstandsgruppe um Claus Schenk Graf von Stauffenberg (Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944) angehörte und am 8. August 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde.

Zum anderen wollen der Vorstand des Trägervereins und die Heimleitung den Bewohnerinnen und Bewohnern nicht bloß ein Zuhause und eine angenehme Atmosphäre während des Studiums geben, sondern auch Werte anbieten, wie beispielsweise ein Leben mit Zivilcourage. Dies geschieht nun durch Hinweise auf zivilcouragierte Menschen.

Ihre Lebensläufe samt Literaturhinweisen liegen in klar strukturierten Acrylglasregalen auf, die vom oberösterreichischen Künstler Prof. Herbert Friedl entworfen wurden.

Derzeit werden 14 Personen und eine Personengruppe in dieser Bibliothek der Zivilcourage dargestellt. 2013 erschien die Broschüre „Leben mit Zivilcourage“, in der das Thema Zivilcourage behandelt wird, und welche die Lebensläufe der bis zu diesem Zeitpunkt in die Bibliothek der Zivilcourage aufgenommenen Personen enthält.

Auf drei Personen – Frauen - werde ich nun besonders eingehen:

1. Marie-Olympe des Gouges (1748 bis 1793)

Marie-Olympe des Gouges formulierte das erste feministische Grundrechtsmanifest, das Männer und Frauen gleichberechtigt unter den Schutz der Verfassung stellen sollte.

Sie wurde in Montauban nahe Toulouse in Südfrankreich als Marie Gouze geboren.

Im Taufregister wurde sie als Tochter des Metzgers Pierre Gouze und seiner Frau Anna-Olympe eingetragen. In Wirklichkeit war sie die Tochter des angesehenen Dichters Pompignan, der sich nie zu ihr bekannte.

Als 17-jährige wurde sie zwangsverheiratet. Bald nach der Geburt ihres Sohnes wurde sie Witwe. Sie zog nach Paris und nannte sich fortan Marie-Olympe des Gouges. Dort erlangte sie den Status einer gut situierten Bürgerin und Zugang zu den Salons der Pariser Gesellschaft. Sie verfasste Wandzeitungen, offene Briefe zu



Marie-Olympe des Gouges (1748 bis 1793)

Foto: ESH

sozialen Fragen und unter anderem das Theaterstück „Die Versklavung der Neger“, mit dem sie auf heftigen Widerstand stieß. Nach drei Vorstellungen ließ der Bürgermeister von Paris das Stück wieder absetzen.

Angeregt von den Ereignissen der französischen Revolution verfasste sie die „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“, der ein „Entwurf eines Gesellschaftsvertrages zwischen Mann und Frau“, ein Ehevertrag, der die Eheleute zu gleichberechtigten Partnern erklärt, angeschlossen ist.

Man findet diese Erklärung zum Beispiel in Reinhard Pohanka, Dokumente der Freiheit, Seite 100 bis 105 (Verlag marixwissen).

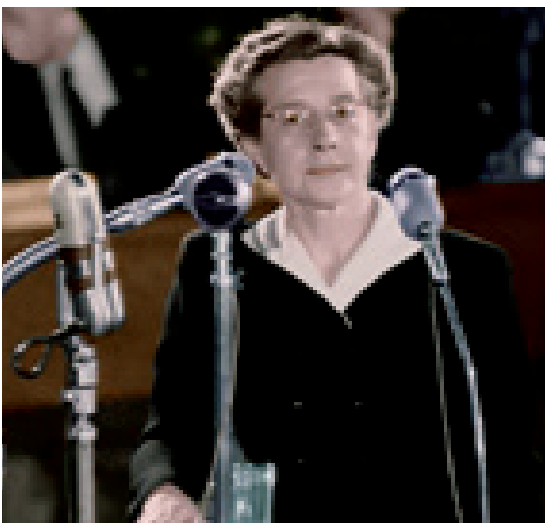
Artikel I der Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin lautet:

„Die Frau ist frei geboren und bleibt dem Manne gleich in allen Rechten...“

Damit wurde aber Marie-Olympe des Gouges zum Feindbild der Revolution. Schließlich wurde sie am 3. November 1793 wegen Missachtung der Volkssouveränität und Verleumdung ihrer Vertreter zum Tode verurteilt, weil sie öffentlich die Legitimität der nur aus Männern bestehenden Nationalversammlung angezweifelt hatte.

Wie aktuell ihre Anliegen zwei Jahrhunderte später – auch in Mitteleuropa – noch sind, zeigt etwa, dass im Fürstentum Liechtenstein das allgemeine Frauenwahlrecht erst 1984 (!) eingeführt wurde.

Marie-Olympe des Gouges „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ bildet noch heute die Grundlage für die nach wie vor weltweit geführte Debatte „Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht“.



Milada Horáková (1901 bis 1950)

Foto: ESH

2. Milada Horáková (1901 bis 1950)

Milada Horáková wurde 1901 in Prag in eine bürgerliche Familie geboren.

Sie studierte an der Karls-Universität Rechtswissenschaft und schloss das Studium mit dem Doktorgrad ab.

Anschließend war sie in der Stadtverwaltung in Prag in den Ressorts Sozialwesen, Wohnbau und Arbeit tätig.

Früh engagierte sie sich für die tschechische Frauenbewegung. Sie forderte die Gleichberechtigung von Mann und Frau und trat für das Recht auf Berufstätigkeit von Frauen ein.

Mit Entsetzen verfolgte sie Hitlers aggressive Politik gegenüber der Tschechoslowakei. Nach dem Münchner Abkommen und der Besetzung ihrer Heimat durch deutsche Truppen ging sie in den Widerstand.

Sie verhalf Emigrantinnen zur Flucht, versteckte politisch Verfolgte und verbreitete Flugblätter.

Sie wurde bald verhaftet, saß zwei Jahre im Gestapo-Gefängnis in Terezín (Theresienstadt). Danach wurde sie zur Zwangsarbeit in die Leipziger Munitionsfabrik verschickt.

Da sie auch dort nicht schwieg, wurde sie als Agitatorin zum Tode verurteilt, allerdings dann zu langjähriger Haft begnadigt und 1945 von der amerikanischen Armee befreit.

Sie nahm sofort ihre Arbeit als Politikerin und Frauenrechtlerin wieder auf und wurde Abgeordnete der Nationalen Sozialisten im Prager Parlament. Nach dem Februarputsch der Kommunisten zog sie sich 1948 aus dem Parlament zurück und versuchte wieder im Untergrund zu arbeiten.

Im September 1949 wurde Milada Horáková verhaftet und im Juni 1950 in einem Schauprozess, der neun Tage im Radio übertragen und auf Film aufgezeichnet wurde, wegen Hochverrat, Spionage und umstürzlerischen Verhaltens zum Tode verurteilt.

Im ganzen Land hielten Kommunisten Betriebsversammlungen ab. Wer am Ende der Versammlung nicht die Hand hob, um Milada Horáková den Tod zu wünschen, hatte mit Repressionen zu rechnen.

Am 27. Juni 1950 wurde Milada Horáková und weitere drei Demokraten trotz Protesttelegrammen aus aller Welt (unter anderem von Einstein und Churchill) hingerichtet.

In einem Abschiedsbrief an ihre Tochter schrieb Milada Horáková: sie habe die Welt ein wenig besser machen wollen, damit die Kinder in ihr gut leben könnten.

(zu Milada Horáková s.a. Hans Dieter Zimmermann, „Die Deutschen und ihre Nachbarn-Tschechien“, Seiten 217 ff, C.H. Beck Verlag).

Heute ist der 27. Juni in der tschechischen Republik der Gedenktag für die Opfer des kommunistischen Regimes.

3. Anna Hackl, geborene Langthaler (* 1931)

Am 2. Februar 1945 flüchteten ca. 500 sowjetische Häftlinge des Todesblockes 20 aus dem Konzentrationslager Mauthausen.

Zirka 100 von ihnen kamen im oder in unmittelbarer Nähe des Lagers ums Leben.

Sofort nach der Flucht wurde von der SS die Verfolgung aufgenommen. Weiters wurden die SA, Hitlerjugend, Wehrmacht und Volkssturm aufgeboden. Mittels Lautsprechern wurde der Bevölkerung erklärt, es seien 450 Schwerverbrecher aus dem KZ Mauthausen ausgebrochen. Jeder habe das Recht und die Pflicht, sie zu liquidieren.

Am Morgen des 3. Februar 1945 klopfen zwei Entflozene beim Anwesen der Familie Langthaler in Winden bei Schwertberg an. Die Mutter von Anna Hackl, Maria Langthaler nimmt die beiden auf, die Familie versteckt und – insbesondere die Frauen – versorgen sie bis zum Kriegsende.

Die Flüchtigen verbringen drei Monate im Heustadel und werden auch nicht verraten, als SS und Volkssturm zum Bauernhof kommen.

Für die Familie Langthaler bedeutet dies drei Monate Angst und Lebensgefahr!

Die meisten der Entflozenen wurden aber aufgegriffen und getötet. Diese Ereignisse gehen als „Mühlviertler Hasenjagd“ in die Geschichte ein. Gesichert ist, dass elf Häftlinge überlebt haben – sieben weitere gelten als vermisst.

Mut, gelebter christlicher Glaube und Menschenliebe zeichneten Maria Langthaler und ihre beiden Töchter, die mit den Entflozenen ständig Kontakt hatten, aus.

Zirka 20 Jahre nach Kriegsende treffen sich die Retter und die Geretteten wieder.

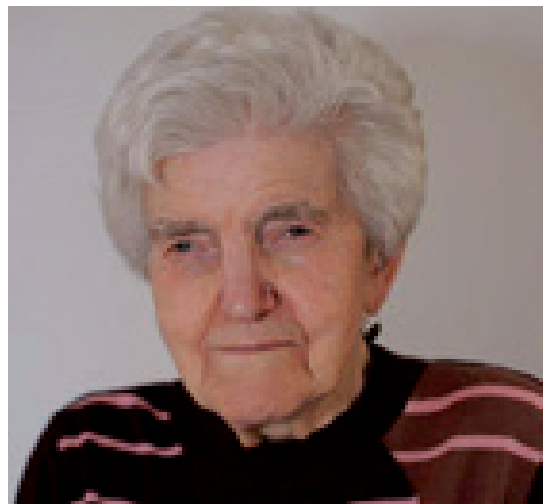
Frau Anna Hackl besucht seit Jahrzehnten jährlich rund 30 Schulen und berichtet jungen Menschen in berührender Weise über die Schrecken des Krieges, das Unrechtsregime des Nationalsozialismus und - bescheiden - über die Rolle ihrer Familie bei der Rettung der zwei entflozenen KZ-Häftlinge. So lernen Schülerinnen und Schüler Zeitgeschichte und gelebte Zivilcourage authentisch kennen.

Der Welser Filmschaffende Andreas Gruber hat in seinem Film „Hasenjagd – vor lauter Feigheit gibt es kein Erbarmen“ Szenen aus der Heldentat der Familie Langthaler verarbeitet.

Weiters darf auf das Buch von Walter Kohl „Auch auf dich wartet eine Mutter; die Familie Langthaler inmitten der Mühlviertler Hasenjagd“ (Edition Geschichte der Heimat) hingewiesen werden.

Drei weitere Frauen werden in der Bibliothek der Zivilcourage vorgestellt:

Dr. Gertrude Hennefeld, welche die Evangelische Flüchtlingsberatung in Traiskirchen aufgebaut und 15 Jahre geleitet hat.



Anna Hackl, geborene Langthaler (* 1931)

Foto: ESH

Kludia Karoliny ist Gründungsmitglied der „Selbstbestimmt Leben Initiative (SLI)“ und maßgebend an der Gleichstellung von Menschen mit Behinderung tätig.

Schließlich **Elise Lehner**, die als Diakonisse und letztlich als Oberin des Diakonissenmutterhauses Bethanien in Gallneukirchen zum Wohle von kranken, alten und behinderten Menschen gearbeitet hat.

Dem **Of(f)´n-Stüberl Team** in Linz, das für sein großes Engagement in der Obdachlosenarbeit als Personengruppe vorgestellt wird, gehören viele ehrenamtlich tätige Frauen an.

Salz der Gesellschaft

Soziales Engagement und Zivilcourage von Frauen und Männern ist gleichsam das Salz einer Gesellschaft.

Die vorgestellten Frauen zeichnen sich durch dieses soziale Engagement, ihren Einsatz gegen gesellschaftliche und/oder rechtliche Benachteiligungen, ihre Überzeugung, anderen Menschen helfen zu müssen und auch zu können, sowie durch den Mut, mit dem sie sich ihren Aufgaben stellten, aus.

Dazu kommt - etwa bei den Frauen der Familie Langthaler - eine Art mütterliche Fürsorge („auch auf die entflozenen KZ-Häftlinge wartet zu Hause eine Mutter“).

Diese Frauen sind Vorbilder für soziales Engagement und Mut und Beispiele dafür, dass sozial sein und empathisch agieren auch ein stark ausgeprägtes weibliches „Ding“ ist.

Weitere Informationen zur Bibliothek der Zivilcourage erhalten Sie unter www.esh.jku.at

ULLA FÜRLINGER (27.02.1962 - 21.09.2016)

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Ulla Furlinger, studierte Kunstgeschichte, Archäologie, Musikwissenschaft und Publizistik in Salzburg, Rom und Innsbruck;

1995 bis 2002 war sie für das Erscheinungsbild der Tirol Werbung zuständig; seit 2003 arbeitete sie in der PR- und Öffentlichkeitsarbeit für div. Unternehmen (u.a. von 2003 bis 2011 bei den Festspielen Erl), als Journalistin, Autorin und als Kulturvermittlerin in Museen und Tiroler Kulturinstitutionen

Ulla Furlinger war seit dem ersten Erscheinen der Panoptica als Autorin dabei. Sie engagierte sich mit Impetus - Frauenthemen, vor allem was die Kunstvermittlung anbelangte, lagen ihr besonders am Herzen. In ihren Beiträgen spiegelt sich auch ihre Persönlichkeit wider: Für Aussenstehende nicht immer leicht „einzuordnen“, aber von ausgesprochener Herzlichkeit und Verlässlichkeit. Ulla Furlinger fehlt als Autorin, vor allem aber auch als Kollegin und Freundin.

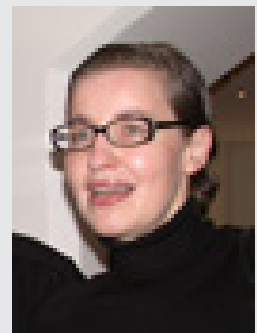


Foto: S. Albrich

AUTORINNEN UND AUTOR

Silvia Albrich, freie Autorin und Journalistin, publiziert seit 1992 Porträts, Features, Dokumentationen, Reportagen, Kritiken und Glossen für Tages- und Wochenzeitungen, Illustrierte, Fachzeitschriften und Kulturberichte Tirol, Buchautorin

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Andrea Aschauer, Autorin, freie Wissenschaftlerin - Europäische Ethnologie/Volkskunde, (fach-) wissenschaftliche Begleitung von Museen und Kulturinstitutionen

Sabine Geiger, Familienmensch, Hobbyschriftstellerin, Mundartdichterin und Dorfbuchredakteurin aus Fiss

Viktoria Hammer, leitet seit 1998 das Museum in der Kaiserlichen Hofburg Innsbruck, Gründungsmitglied des Museumsvereines Zirl

Dr. Hans-Peter Kirchgatterer, Richter i.R. (zuletzt Präsident des Landesgerichtes Linz); seit 2001 im Vereinsvorstand des Evangelischen Studentenheimes „Dietrich Bonhoeffer“ (ESH) Linz - ehrenamtlich - tätig

Mag.^a Verena Langeegger MA, Studium von Politikwissenschaft, Amerikanistik, Geschichte und Qualitätsjournalismus in Innsbruck, New Orleans und Krems; Mitarbeiterin u.a. beim ORF Radio und Fernsehen in Tirol und Wien, der Tageszeitung „Der Standard“ und der „Tiroler Tageszeitung“

Renate Linser-Sachers, seit 25 Jahren fotografierende Redakteurin und Journalistin, Mitbegründerin des im deutschsprachigen Raum etablierten Fachmagazins WellHotel, Redakteurin Wirtschaftsmagazin eco.nova, Kooperationen mit Tourismusverbänden, Publikation von Hotelmagazinen

Mag.^a Verena Pahl, Diplomstudium der Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck, danach als Leiterin der Rechtsabteilung bei Creditreform in Wien tätig sowie selbständig als Rechtsanwältin in Innsbruck mit Spezialisierung auf Zivil-, Unternehmens- und Insolvenzrecht

Florentine Prantl, Kulturmanagerin, seit 2007 Geschäftsführerin von Pro Vita Alpina Österreich

Mag.^a art Maria Peters, 2002 Diplom an der Akademie der Bildenden Künste Wien, seither freischaffende Künstlerin mit Schwerpunkt Reismalerei und Erzählung, lebt in Innsbruck und Wien

Mag.^a Alexandra Plank, Redakteurin bei der Tiroler Tageszeitung, u.a. Autorin/Journalistin für das Profil und den Kurier; ausgebildete Theaterpädagogin

Isolde CH Schack, Fotokünstlerin/Hebamme aus Innsbruck

Dr.ⁱⁿ Edith Schlocker, Kunsthistorikerin, Kulturjournalistin mit Schwerpunkt Bildende Kunst und Architektur, Mitarbeiterin u.a. der Tiroler Tageszeitung, Architektur Aktuell und Parnass

